Pol. civ.
148

<36700081130010

<36700081130010

Bayer. Staatsbibliothek

Bol ar 148.

Von den

Vergnügungen

betrachtet

in Beziehung auf den Charakter

einzelner Menschen

und

die Gesetzgebung.

Aus dem

Französischen.

WJEN,

gedruckt mit von Kurzböckischen Schriften,

1779.

Nebst
angehängten Lehrsätzen
aus den
politischen Wissenschaften,
welche
dem ehrfurchtwürdigsten Namen
Marien Theresiens
Kaiserinn, Königinn,
zuzueignen,
und
unter dem Vorsitze
des niederösterreichischen
Regierungsraths,
öffentlichen Lehrers
der
politischen Wissenschaften
J. v. Sonnenfels,
den April in dem großen akademischen
Hörsale Nachmittags von 4 bis 6 Uhr
zu vertheidigen, die Ehre hat
Julius Marchese Gravisi
der gräflich windhagischen Stiftung
Alumnus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allergnädigste Monarchinn!

In dem Augenblicke, da Eure Majestät zwischen der Nothwendigkeit, ihre Gerechtsame zu vertheidigen, und der vorschlagenden Sorgfalt, Deutschland die Drangsale zu ersparen, womit das traurige Rechten der Könige unabsönderlich verbunden ist, gleichsam getheilt sind, in diesem kostbaren Augenblicke, gelingt es den politischen Wissenschaften, den ermunternden Blick Eurer Majestät auf sich zu ziehen. Handgehabte Ordnung und Sitten, ermunterte und unterstützte Aemsigkeit, verkleinerte Abgaben, der blühende Wohlstand Ihrer Länder und Unterthanen, als der

End=

Endzweck dieser Wissenschaften, sind Gegenstände, an welchen Ihr Aug, mit Wohlgefallen von den Auftritten ausruht, durch die es seither gekränkt war.

Ich erkenne das Glück der Gelegenheit, die mich bey der ehrenvollen Bestimmung, die Grundsätze der nützlichsten Kenntnisse unter dem Schutze Ihres Namens zu entwickeln, dem Throne Eurer Majestät nähert, und mir erlaubet, nicht meine ehrerbietigen Gesinnungen allein — zugleich die Gesinnungen eines Vaters und fünf meiner Brüder,

der, die Gesinnungen meiner ganzen Familie, die den milden Einfluß von Ihrer erhabenen Wohlthätigkeit so vielfältig erfahren hat, an Tag zu legen.

Aber der Ausdruck des Wortes versagt der Größe unserer Empfindung, der Größe unserer Dankbarkeit. In stiller Verehrung schlägt der greise Vater seinen Blick empor, vom Himmel in der langen Erhaltung Theresiens die Wohlfahrt seiner Kinder und der Späterwelt zu erflehn: zween seiner Söhne, werden ihren Beruf preisen, wenn sie gewürdigt

wer-

werden sollten, ihr Leben und Blut zum Lösegeld des allgemeinen Wohls hinzugeben; mir aber, bleibt nur das Opfer meiner pflichtmäßigen Verwendung, die ihrer Bestimmung von der Gnade Eurer Majestät gewärtig ist.

Ich ersterbe in ehrfurchtvollester Unterwürfigkeit

Eurer Majestät

allerunterthänigst allergehorsamster
Julius Marchese Gravisi.

Lehrsätze

Aus der Polizey, Handlung und Finanz.

Der Gegenstand der politischen Wissenschaften muß sie dem Staate vorzüglich wichtig machen. Wo die Pflege derselben vernachläßiget, und vielleicht der längeren Erfahrung allein, alles zugetraut wird, ist die Verwaltung des öffentlichen Wohls in eben so sichern Händen, als die Gesundheit in den Händen des Empirikers.

2. Die Güte oder Verwerflichkeit aller Anstalten, welche zum gemeinen Besten in Vorschlag kommen, läßt sich mit Zuverläßigkeit aus dem Einflusse beurtheilen, den sie auf die Bevölkerung haben können: was diese einschränkt, ist verwerflich; und im Gegentheil, anwendbar, was dieselbe begünstiget.

3. Polizey ist ein Wort, dem Sprachgebrauch, und Mißbrauch eine mannigfältige Bedeutung beygelegt: Die Handhabung der innern Sicherheit ist di jenige, welche derselben die eigentlichen Gränzen auszeichnet, dadurch aber auch die ganze Gesetzgebung mit einschließt.

4. Die erste Aufmerksamkeit der Polizey ist der Erhaltung der öffentlichen Sicherheit gewidmet: diese leidet keine Gefahr, wo die gemeinschaftlichen Zwangkräfte die einzelnen Widersetzungskräfte überwiegen.

5. Amortisationsgesetze, Gesetze gegen die Vermehrung der Majorate, gegen den unebenmäßigen Anwachs einzelner Stände, gegen den Anwachs überwiegende Partheyen, und wo Partheyen vorzüglich entsponnen werden, gegen Winkelvereinigungen, gehören unter die wesentlichen Mittel, der öffentlichen Sicherheit des Staats vorzusehn.

6. Die bürgerliche Freyheit ist verschwunden, wo die Gesetzgebung gleichgültige Handlungen in Anspruch nimmt: sie

sie ist verschwunden, wo die Verfassung des Kriminalverfahrens der Willkuhr ein freyes Feld läßt. Es ist für diese Wissenschaften ruhmvoll, daß sie vorhergesagt, was die Weisheit der Gesetzgebung durch ihre Entscheidung nachher bestätiget hat: daß die Folter in der peinlichen Untersuchung mit der bürgerlichen Freyheit nicht verträglich ist.

7. Die Religion muß der weltlichen Gesetzgebung die Hände bieten: ohne Religion begreift man nicht einmal die Möglichkeit eines wohlgeordneten Staates, und folgsamer, rechtschaffener Bürger.

8. Wie Addisson spricht: ist es für den Staat ein großer Vorwurf, wo ein Müssiggänger unbestraft, und ein Armer unversorgt ist. Zuchthäuser, Arbeithäuser und Versorgungsanstalten sind also von gleicher Nothwendigkeit. Der Arme, der es nur für den Augenblick ist, war vielleicht überall zu sehr aus dem Gesichte gelassen: zu seiner Aushilfe scheinen vorzüglich Armenkassen bestimmt zu seyn.

9. Das Ansehen Quesnais und Herberts hat die Gründe Duhamels für die kleinen, vielen und eingezeichneten Magazine nicht entkräftet. Die Nothwendigkeit der Taxen auf Lebensmittel, ist immer ein Beweis einer vorher unbehutsam ertheilten Ausschließung.

10. Wie kann man zugeben, daß eine Menge Menschen aus den nuzlosen Künsten der Sailschwingerey, Gaukeley u. d. g. ein Brodtgewerb machen? Und mehr noch: wie kann man zugeben, daß die Sailschwinger, und wie sonst die verwegenen Müßiggänger heißen mögen, im Angesichte der öffentlichen Aufsicht, sich für Geld der Gefahr aussetzen, den Hals einzustürzen?

11. Auch nach der Beschränkung, welche die Freystätte überall, und nur erst vor kurzem im Kirchenstaate gelitten, ist noch der Wunsch nicht überflüßig, daß sie, auch selbst den Namen nach nicht mehr bestünden!

12. Der Maßstab der Strafe liegt in den Beweggründen zur Uebertretung: so viel als zur Abhaltung nöthig ist, und

nur

nur so viel! Nach diesem Grundsatze dürften die Todtesstrafen selten, und die Fälle ausgenommen, wo die augenblickliche Vertheidigung und Sicherheit des Staates ein solches Opfer fodert, vielleicht niemal anwendbar seyn.

Aus der Handlung.

13. Das Bestreben der politischen Handlung ist, der Nation die größte möglichste Menge von Beschäfftigung zu verschaffen. Die Grundsätze, wornach die Ausfuhr des Ueberflusses, und die Einfuhr dessen, was man aus fremden Staaten bedarf, bestimmet werden muß, sind sämmtlich in diesem Bestreben enthalten.

14. Der Pracht einzelner, weniger Menschen, da bey dem übrigen Volke Mangel und Elend herrschen, ist als ein Zeichen des Staatsverderbnisses zu betrachten. Pracht: das ist, die Verwendung des Vermögens auf den Genuß von Bequemlichkeiten und Ueberfluß, wenn er bey der ganzen Nation getroffen, und mit Nationalerzeugnissen geführt

wird, ist das Zeichen der wohlgeleiteten Handlung.

15. Die Landwirthschaft ist die erste Grundfeste der Nationalhandlung. Aber wer kann hoffen, daß die Landwirthschaft sich empor bringen werde, wenn die Hände des Landmanns ohne Kraft, sein Herz muthlos sind? Die Beglückung der Nation muß von dem Wohl des Landvolks anfangen.

16. Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse ist nicht Unwerth, sondern ein Mittelpreis, der dem Landmann von dem allgemeinen Gewinn der Handlung seinen verhältnißmäßigen Antheil zuweist. Dieser Mittelpreis hängt viel von einer gemäßigten Freyheit der Ausfuhr ab.

17. Der ungehemmte Zusammenfluß bewirkt bey den Manufakturen die Güte, Schönheit, Mannigfältigkeit, und den wohlfeilen Preis: diese vier Eigenschaften machen die Vollkommenheit einer jeden Manufaktur aus, und versichern ihren Vorzug auf den national und fremden Handelsplätzen.

18.

18. Die Mäuthe sind nach Handlungsgrundsätzen allein zu bestimmen, ohne Rucksicht auf ihren Zufluß in die Staatsrenten. Es ist ein patriotischer Wunsch: daß die Mäuthe nichts abwerfen möchten!

19. Die Gesetze der vortheilhaften Ausmünzung sind einfach: die Uebereinstimmung des innern und äußern Werthes, bey allen Münzen, mit Ausschluß der Scheidemünze, und Schätzung der fremden Münzgattungen nach dem Landesmünzfuß.

20. Die Wohlfeilheit der Waaren ist nicht immer ein Beweis einer wohlgeleiteten Handlung. Der hohe Preis der Waaren beweist nicht immer einen Unvortheil derselben. Die Menge oder Seltenheit des Geldes fließt auf diese Erscheinungen ein: wie auch die Hemmung des Kreislaufes, dessen Folge steigende Zinsen sind: die Größe der Interessen durch Gesetze bestimmen, ist den Wucher begünstigen.

21. Die Ausfuhr des Geldes läßt sich nicht mit Verbote belegen. Ein solch

Verbot ist überflüßig, wo die Bilanz der Handlung für die Nation zieht: wo sie gegen die Nation überschlägt, kann es nicht beobachtet werden.

22. Die Schiffahrt auf den Flüssen muß einem Lande, dem die Natur den Vortheil vieler Flüsse zugewiesen, ein wichtiger Gegenstand seyn. Die innere Mittheilung der wechselseitigen Erzeugnisse, welche dadurch erleichtert wird, muß ohnehin vor der Beförderung der Ausfuhr hergehen.

23. Handlungsgesellschaften sind ledig vermummte Zünfte und Monopolien, wo ihr Gegenstand ein anderer ist, als welcher den Kräften und der Einsicht einzelner Bürger zu wichtig wäre. Aber auch dann noch sind sie nur als ein Mittel anzusehen, der Nationalthätigkeit gleichsam den ersten Anstoß zu geben, nicht solche durch verewigte Befreyungen auszuschließen.

24. Die Bilanz des Vortheils ist von der Bilanz des Geldes unterschieden. Der günstige Wechsel, die Vermehrung der Fracht zu Lande und zu Wasser, die

Ver-

Vergrößerung der Nationalbeschäfftigung, der Zuwachs in der Volksmenge sind die Merkmale, woran der zunehmende Vortheil der Handlungsbilanz untrüglich beurtheilet werden kann.

Aus der Finanz.

15. Die Einhebung der Abgaben ist von der öffentlchen Verwaltung als ein Mittel zu betrachten. Diejenigen, welche in der Finanz den Grundsatz annehmen: die öffentlichen Einkünfte müssen beständig vermehrt werden: machen dieselbe zu einem Endzwecke: das ist, sie verändern ihre Wesenheit ganz.

26. Die Natur eines Mittels weist beiden, dem einhebenden Staate und entrichtenden Bürger seine Pflicht an: jenem, so viel zu heben, als nöthig ist, und nur so viel: diesem, so viel zu entrichten, als nöthig ist: aber auch soviel. Zureichende Abgaben für den Staat, mässige für den Steuerpflichtigen vereinbaren den Vortheil von beiden.

27.

27. Ein überdachtes Finanzsystem hat nicht bloß den gegenwärtigen Augenblick im Gesichte, sondern auch die Zukunft, und wie Montesquieu vortreflich sagt: die öffentlichen Einkünfte sind nicht darnach abzumessen, was das Volk entrichten kann: sondern was er beständig entrichten kann. Die Dauer der Einkünfte, das ist, die Gewißheit derselben für die Zukunft ist also der beste Prüfstein einer Finanzverwaltung. Die Dauer der Einkünfte beruht auf der unverminderten Beytragsfähigkeit der Bürger.

28. Bey Verschiedenheit des Vermögens, folglich des Antheils an dem öffentlichen Schutze, muß auch der Antheil der Entrichtung verschieden seyn. Diese Verschiedenheit bestimmt das Verhältniß, wornach die Untertheilung der ganzen Summe des öffentlichen Einkommens zu geschehen hat: Grundsatz: die Abgaben sind, können nur ein Theil von den reinen Einkünften des Entrichtenden seyn.

29. Dieser Grundsatz ist anwendbar auf ganze Provinzen, wie auf einzelne Bürger. Bey beiden gehört das Bedürfniß

der

der eignen Verzehrung mit zur Vorauslage, welche nicht unter den Anschlag der Finanz gezogen werden kann. Nach der gegenwärtigen Lage Europens, wo die Einkünfte in Geld behoben, und in größeren Staaten nach der Hauptstadt gesendet werden, ist jede Provinz früher oder später zu Grund gerichtet, wenn das Verhältniß seines Beytragsantheils nicht nach den wirklichen reinen Geldeinkünften bestimmt wird.

30. Eine vollkommene Gleichheit unter den Entrichtenden ist eine Chimere. Die kleinste Ungleichheit ist alles, was sich in diesem Stücke erhalten läßt. Das Uebel ist nicht groß, wenn einige Bürger noch mehr zahlen könnten: aber der Untergang ist unvermeidlich, wenn einige mehr zahlen sollen, als ihre unverminderte Beytragsfähigkeit erträgt. Eine Chimere ist es nicht minder, unwandelbare Abgaben, das ist, solche bestimmen wollen, welche den Aufwand auch auf außerordentliche Fälle zum Voraus bedecken.

31. Die eigne Behebung des Staats, ist jeder andern Art von Einhebung, be-

son-

sonders aber der Verpachtung der Staatseinkünfte vorzuziehen. Es wird dem Regenten, durch alle Vorsehung, Begränzungen und Vorschriften nie gelingen, die Habsucht der Pächter so sehr in Zaum zu halten, daß nicht der Entrichtende unter ihren Plagereyen leide: und selbst wenn ihm das Unmögliche gelingen könnte, da niemand ohne Gewinn pachtet, so ist dieser Gewinn immer für den Entrichtenden eine nachtheilige Ueberlast, und für den Staat Verlust.

32. Das System der Oekonomisten, alles zur Grundsteuer zurückzuführen, ist bereits seines angemaßten Ansehens sehr entsetzt. Es ist leicht darzuthun, daß es weder die Leichtigkeit bey der Einhebung, noch die Gleichheit in dem Verhältnisse, noch endlich die Erleichterung der gemeinen Klassen, womit die Urheber desselben geschmeichlet haben, vereinige.

33. Ueberhaupt macht die gegenwärtige Verfassung der Staaten diese, und jede einzige Steuerart in der Ausführung unmöglich. Grundsteuer für das offene Land, Verzehrungssteuer für Mittel-

telstädte und die Hauptstadt zusamm, scheinen die günstigste Finanzverfassung größerer Staaten zu seyn.

34. Die Verzehrungssteuer, jedoch nicht die allgemeine, sondern besondere, vorzüglich auf Nahrungsgesellschaften, nach dem Verhältnisse, daß die Nothwendigkeiten der 1ten Klasse wie 1, die der 2ten Klasse wie 2, die 3te Klasse, die schon zum Vergnügen gehört, wie 3, die 4te Klasse der Ueppigkeit, wie ich sie nennen möchte, wie 4 belegt werden, vereinbart alle Eigenschaften einer für den Staat und die Entrichtenden vortheilhaften Steuer. Diejenigen welche die erste Gattung von der Entrichtung ausnehmen, und dadurch die arbeitende Klasse entheben wollen, bedenken nicht, daß die arbeitende Klasse nie entrichtet, sondern arbeitet, die vermögende nie arbeitet, aber alles entrichtet.

35. Leibrenten und Tontinen sind, mehr und minder, eine für den Staat immer sehr kostbare, und verderbliche Art von Aushülfe in außerordentlichen Staatsbedürfnissen.

36. Wo die Umstände mit einmal stärkere Geldsummen nöthig machen, als welche in dem ordentlichen Wege der Entrichtung von den Steuerpflichtigen gehoben werden können, da ist der Staatskredit die ergiebigste Hülfsquelle. Die Grundsätze des Staatskredits sind einfach, die Anwendung leicht: aber der Gebrauch des Kredits hat seine Gränzen, die von der Beytragsfähigkeit der Bürger, auf welche die Befreyung des Kredits zuletzt immer zurückfallen muß, vorgezeichnet werden. Die vortheilhafteste Anwendung des Staatskredits besteht darinnen: daß der Staat seinen eignen Papieren die Wirkung des baaren Geldes zu verschaffen wisse, welches von der äußern Gestalt, dem Verhältnisse zur eignen Summe, zu den übrigen Staatsschulden, und der cirkulirenden Masse, dann von der Sicherheit der Bedeckung, und einer nothwendigen Anwendung, die denselben gegeben wird, abhängt.

Ueber

Ueber die
Vergnügungen.

Die Untersuchung der Natur der Vergnügungen ist keine müßige, keine unnütze Speculation, wie sie vielleicht anfänglich Leuten, die nicht gern nachdenken, vorkommen möchte. Nichts zeigt das Genie und den Charakter eines Volks besser, und nichts trägt zugleich mehr bey, dieselben zu bilden, als die Wahl seiner Vergnügen. In der Untersuchung der Gründe, warum man eine Art der Vergnügungen der andern vorzieht, findet der Philosoph Mittel, die Kenntniß des Menschen zu erweitern, und der Gesetzgeber wird vielleicht neue Triebfedern entdecken, wodurch er die Sitten der Nation verändern, biegsamer machen, und im Zaume wird halten können.

Der Nutzen dieser Untersuchung wird noch deutlicher, wenn man bemerkt, daß alle Menschen überhaupt Theil daran haben. Die Wissenschaft des Vergnügens ist eigentlich die Wissenschaft der Glückseligkeit, welche in einem dauerhaften Zustande angenehmer Empfindungen besteht. Der größte Dienst, den wir von der Weisheit erwarten können, ist, wenn sie uns unter dem Haufen der Vergnügungen, welche die höchste Weisheit uns auf allen Seiten darbiet, diejenigen wählen lehrt, welche mit unserer Natur, mit unserm Charakter, und mit unsern Umständen am meisten übereinkommen, und am wenigsten denen Veränderungen und verdrüßlichen Zufällen unterworfen sind; und wenn sie uns lehrt, von den wirklichen Vergnügungen diejenigen zu unterscheiden, die von Meinungen und Vorurtheilen abhängen, und öfters unsern Verstand so benebeln, daß wir ein wahres Vergnügen verlassen, um einem falschen nachzulaufen.

Das Wort Vergnügen scheint in unserer Sprache ein wenig von dem Worte Vergnügungen unterschieden zu seyn.

Das

Das erste bedeutet bloß die Verfassung der Seele, in welcher sie die Fortsetzung der Eindrücke verlangt, welche ihr Vergnügen machen; das andere aber ist schon eine mehr zusammengesetzte Idee von der Abwechselung und Dauer dieser Eindrücke, und begreift mehr eine große Anzahl sinnlicher als geistiger Empfindungen in sich. Wenn diese sinnlichen Empfindungen nicht allzu lebhaft sind, so können diese Vergnügen Ergötzlichkeiten genannt werden. Es wird erlaubt seyn, sich dieser beiden Ausdrücke ohne Unterschei' zu bedienen, bis man ihre Bedeutung genauer bestimmt, welches aber schwer zu thun ist.

Verschiedene Philosophen haben die Natur und den Ursprung des Vergnügens untersucht, und ich könnte vielleicht der Mühe überhoben seyn, ihre Untersuchungen fortzusetzen. Da aber alle Vergnügungen auf das Vergnügen gegründet seyn sollten, und es insgemein auch bis auf einen gewissen Grad sind, so muß man, um die Vergnügungen recht kennen zu lernen, allemal das Vergnügen Ueberhaupt erst untersuchen. Es gibt außerdem sowohl im Vergnügen,

als auch in allen Vergnügungen eine Vermischung von Eindrücken, auf welche man nicht Achtung giebt, so, daß es unmöglich ist, dieses Chaos auseinander zu setzen, ohne sich weitläuftig darauf einzulassen.

Da der Mensch bestimmt ist, die vornehmste Rolle unter den lebenden Geschöpfen zu spielen, so ist er auch mit nöthigen Werkzeugen und Kräften dazu versehen. Alles in der Natur strebt nach Ruhe, ohne den Beystand der Bewegung, welche man nicht als einen den Wesen, die davon belebt werden, anhängenden, sondern als einen fremden Trieb ansehen muß. Dieses Streben nach Ruhe ist dem Menschen eben so natürlich, als den übrigen Wesen, und ohne den Beystand der Bewegung wird er seinen Hang zur Trägheit nicht überwinden können. Diese uns natürliche Trägheit würde unsere Werkzeuge und Kräfte in einer der Absicht des Schöpfers widersprechende Unthätigkeit lassen, wenn seine Weisheit nicht ein belebendes Principium, und einen zur Thätigkeit leitenden Trieb unserm Wesen eingepflanzt hätte.

Wir

Wir lernen bey guter Zeit aus der Erfahrung, daß der Gebrauch unserer Werkzeuge und Kräfte, uns entweder angenehme oder unangenehme Eindrücke verursache. Wenn dieser Gebrauch der Bestimmung dieser Kräfte und Werkzeuge gemäß ist, so ist der Eindruck davon so beschaffen, daß wir die Fortsetzung wünschen; das ist, er verursacht Vergnügen. Wenn dagegen der Gebrauch die Gränzen dieser Bestimmung entweder nicht erreicht, oder überschreitet, so ist der Eindruck davon nicht im Stande uns zu bewegen, daß wir die Dauer desselben wünschen, und dieses nennen wir Schmerz. Auf diese Weise, durch diese mächtige Stimme des Vergnügens und Schmerzens, macht uns die höchste Weisheit ihren Willen bekannt, erinnert uns an unsere Pflichten, und nöthiget uns, sie auszuüben.

Es ist folglich alles Vergnügen, was unsere Werkzeuge und unsere Kräfte übt, ohne sie zu ermüden, das ist, was sie auf eine ihrer Stärke und Bestimmung gemäße Art übt. Wenn wir die Werkzeuge unsers Körpers auf diese Wei-

se üben, so haben wir ruhige und zugleich angenehme Empfindungen, welche die Gesundheit ausmachen, oder die Wirkung davon sind. Wenn wir dagegen den Körper vernachläßigen, oder seine Kräfte mißbrauchen, so sind Schwerfälligkeit, Ermüdung und alle Arten der Krankheiten die Folgen davon. Wenn wir die Kräfte unsers Geistes und unserer Seele ihrer Natur gemäß gebrauchen, so haben wir davon stets die angenehmsten und dauerhaftesten Eindrücke. Wenn der Geist entweder müßig oder zu sehr gespannt ist, wenn die Seele in Unthätigkeit, oder zu heftiger Bewegung ist, so erinnern Verdruß, Erschöpfung Trägheit, Wuth heftiger Leidenschaften, kurz, die wahren Krankheiten der Seele, uns sogleich an die traurigen Folgen der Ueberschreitung unserer Pflichten.

Diese Eindrücke bekommen, den Theilen nach, woraus unser Wesen besteht, verschiedene Namen und Eigenschaften, und können, um sie desto besser begreifend zu machen, besonders betrachtet werden. Es giebt Vergnügungen, welche bloß die Werkzeuge des Körpers

ange-

angehen; es giebt aber auch andere, welche nur von der Uebung der Kräfte des Geistes und der Seele abhangen; noch giebt es deren, die ein Gemisch von allen diesen verschiedenen Arten der Vergnügungen sind, oder welche wenigstens aus abgesonderten Stücken von allerley Eindrücken bestehen Die zusammengesetzten Vergnügungen führen alsdann allemal etwas von der Natur und dem Werthe der Vergnügungen des Körpers, des Geistes oder des Herzens bey sich. Um sie auseinander zu setzen, muß man mit der Untersuchung ihrer Elemente, der einfachen und unvermischten Vergnügen anfangen.

Die Vergnügen des Körpers, die man auch sinnliche Vergnügen nennt, betreffen mehrentheils physicalische Bedürfnisse der Maschine, und Empfindungen, die sich auf diese Bedürfnisse beziehen. Die Erhaltung der Wesen, und besonders der Gattungen derselben, erfodert die angenehmen Eindrücke, mit welchen die Handlungen begleitet sind, die zur Erhaltung unsers Geschlechts erfodert werden. Die Vergnügen der Sinne beziehen sich demnach auf den In-

stinkt der Selbsterhaltung, und der physikalischen Bedürfnisse, die davon den wesentlichsten Theil ausmachen. Dergleichen ist dasjenige Vergnügen, das man in Stillung des Hungers und Durstes empfindet; eine Handlung, die mit einer angenehmen Empfindung vereinigt ist, um den Menschen zu nöthigen, den durch die unabhängigen Bewegungen des Lebens verursachten Abgang der Kräfte des Körpers beständig wieder zu ersetzen; dergleichen ist das Vergnügen an allerley Uebungen, welches uns zu dieser oder jener Handlung treibt, insofern es von uns und der Bewegung unserer Gliedmaßen abhängt; dergleichen ist das Vergnügen, welches den Einfluß einer veränderten Luft, und alles dessen, was zur Gesundheit beyträgt, in uns hervor bringt; dergleichen ist endlich das Vergnügen, welches aus allem entsteht, was unsere Sinnen angenehm rührt, wenn die Seele dabey nicht anders, als durch eine bloße Vorstellung des Gegenstandes interessirt ist.

Die Vergnügen des Geistes hängen von dem Gebrauch des Instinkts der

Selbst-

Selbsterhaltung und des gesellschaftlichen Lebens ab. Wir können allerley Kenntnisse gar nicht entbehren, weder zu unserm eigenen Nutzen, noch zum Nutzen anderer. Alles, was zur Erlangung dieser Kenntnisse, oder zu ihrer Wiedererinnerung, wenn es nöthig ist, dient, ist mit einer angenehmen Empfindung verbunden. Die Entdeckung der Wahrheit, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Gemälde von Gegenständen unserer Bedürfnisse, erfüllt uns mit angenehmen Eindrücken, und ein anständiger Gebrauch der Vernunft und der Einbildungskraft ist eine reichhaltige Quelle der Vergnügungen. Wenn wir uns dem Instinkt der Neugier und des Schönen überlassen, so folgen wir der Absicht des Schöpfers, und unser Gehorsam wird durch ein geheimes Vergnügen belohnt, welches die Frucht der Uebung unserer Kräfte ist. Wenn die Philosophen, welche das Vergnügen des Geistes der Betrachtung unserer Vollkommenheit zugeschrieben haben, diejenige Vollkommenheit vor Augen gehabt haben, welche darinne besteht, daß wir unserm Instinkte

gemäß leben, so haben sie sich von der Wahrheit nicht entfernt; wenn sie aber diese Vergnügen für ausstudierte gehalten haben, da sie doch ganz ohne vorhergegangene Ueberlegung sind, so haben sie sich geirrt, und die Würde des Menschen herunter gesetzt.

In den Vergnügungen des Herzens ist es, wo sich die ganze Gewalt des Instinkts zeigt. Die Erhaltung des Geschlechts behauptet den ersten Platz unter den Rathschlüssen der Vorsehung, und das Wohl einer einzelnen Person kann nicht ohne das Wohl der andern bestehen. Aus diesem Grunde wirkt der Trieb zur Gesellschaft so stark auf den Menschen, und wir empfinden, wenn wir uns demselben überlassen, die lebhaftesten und köstlichsten Vergnügen, welche eine natürliche Folge der Beobachtung unserer vornehmsten Pflicht sind. Wenn wir von Leidenschaften belebt werden, die auf das Wohl der Gesellschaft abzielen, dergleichen die Menschenliebe, die Freundschaft, die Ruhmbegierde, und so viel andere schätzbare Leidenschaften sind, so sind die angenehmen Empfindungen, die

wir davon haben, ein beständiger Sporn zu tugendhaften Handlungen. Selbst diejenigen Leidenschaften, welche anfänglich eine schmerzhafte Empfindung in uns zu erwecken scheinen, haben, wenn sie zum Glück der Gesellschaft beytragen, eine geheime Anmuth, welche ihnen den Vorzug vor den muntersten Leidenschaften giebt: dergleichen sind das Mitleid, die Erbarmung, und eine gewisse zärtliche Traurigkeit, welche von dem Andenken eines verlornen Gutes entsteht, und uns desto aufmerksamer macht, diejenigen zu erhalten, die uns noch übrig sind. Diejenigen Leidenschaften aber, die den Instinkt zur Gesellschaft verletzen, dergleichen Haß, Zorn, Rache, und alle uns und andern nachtheiligen Bewegungen der Seele sind, schlagen uns durch unangenehme Empfindungen nieder, machen uns unglücklich, und strafen uns wegen der Uebertretung der moralischen Gesetze. Noch mehr: alle gesellschaftlichen Leidenschaften tragen auch noch durch den Einfluß auf unsern Körper zu unserm Vergnügen bey. Es erhält derselbe durch ein unserer Bestimmung

müng gemäßes Leben, eine neue Munterkeit, da indeß die der Gesellschaft schädlichen Leidenschaften die Maschine in Unordnung bringen, und uns allerhand Schwachheiten zuziehen. Kurz, dieß ist das vortrefliche Privilegium der Tugend, daß ihre getreuen Anhänger nicht nur eine ununterbrochene Folge angenehmer Empfindungen genießen, welche ihre Seelen jenen heitern Tagen des Frühlings ähnlich macht; sondern daß auch ihr Geist, so wie ein klarer und stiller Bach, das Bild der Wahrheit als in einem Spiegel darstellt, und daß die Gesundheit ihres Körpers ihnen alle Empfindungen lebhafter und angenehmer macht.

Die Vergnügen dieser drey Klassen sind gewissen Wendungen unterworfen, welche von ihrer verschiedenen Natur entspringen. Wir merken an, daß die allzustarke und öftere Ausdehnung der Fibern, die durch lebhafte und angenehme Empfindungen verursacht wird, die sinnlichen Werkzeuge ermüdet und Wunsch in uns erregt, daß diese Empfindungen bald aufhören möchten. Wenn

dem

dem ungeachtet wir diese Empfindungen nicht unterbrechen, oder wenn wir sie zu oft wiederholen, so wird die Maschine in Unordnung gebracht, und die Kräfte des Geistes und der Seele leiden ebenfalls von dieser Unordnung des Körpers. Die Vergnügen der Sinne sind demnach dem Eckel unterworfen, welcher auf den Mißbrauch derselben folgt, und dieser Mißbrauch, auf welchen man so leicht und unvermerkt geräth, ist der Gesundheit des Körpers und der Seele gleich schädlich. Mit den Vergnügen des Geistes aber ist es nicht so beschaffen; man kann sich denselben lange überlassen, ohne einen Eckel zu bekommen, und ohne eine Gefahr zu besorgen, welche höchstens nur aus einem übermäßigen Mißbrauche dieser Vergnügen entstehen könnte, die aber fast allezeit durch die natürliche Trägheit des Menschen abgewendet wird. Die Vergnügen des Herzens sind diesen Unbequemlichkeiten noch weniger unterworfen; man wird derselben nicht müde. Je mehr man gewisse wohlthätige Handlungen wiederholt, desto mehr empfindet

man ihre Süssigkeit, und wünscht die Fortsetzung so reiner und angenehmer Empfindungen. Diese Vergnügungen, weit entfernt, daß sie der Gesundheit des Körpers oder der Seele schaden sollten, geben und erhalten sie vielmehr. Die Krankheiten verjagen alle sinnlichen Vergnügen, und der Gram macht sie bitter; da indeß die Vergnügen des Geistes und Herzens dauerhaft sind, und uns in Schwachheit und Unglück trösten.

Die Neuheit und die Abwechslung geben den Vergnügungen einen neuen Werth. Der Trieb zur Selbsterhaltung macht, daß wir das Glück eifrig suchen, und wir laufen, so oft von Dingen betrogen, die uns dasselbe versprachen, ohne ihr Wort zu halten, von einem Gegenstande zum andern, um den Zweck unserer Begierden zu finden. Um unsere Unruhe zu stillen, müssen wir unbekannte Gegenstände und in großer Anzahl haben, damit wir unter denselben wählen können. Die angenehmen Eindrücke, die zugleich neu sind, gefallen uns um so viel mehr; wenn nun immer einer auf den andern folgt, so

wird

wird ihr Reiz um so viel stärker seyn. Die Sphäre der sinnlichen Vergnügen ist enge, und wenn man sie zu oft genießt, so verwelkt die Blüthe ihrer Neuheit. Ihr Grund ist immer einerley, ob er gleich öfters eine neue Gestalt zu haben scheint, und um sie zu erfrischen, entfernt man sich insgemein von der Natur und fällt auf närrische Phantasien. Die Vergnügen des Geistes hingegen haben mehr Raum und Abwechselung; wir lassen unsere Gedanken in der ganzen materiellen und idealischen Welt, im Vergangenen und Gegenwärtigen herum schweifen, und finden alle Augenblicke Dinge, die uns durch ihre Neuheit angenehm reizen. Es fehlt uns nie an Materie zu diesen Vergnügungen, und die Schwäche unserer Kräfte verhindert uns nur allzusehr, sie so zahlreich zu genießen, als sie sich uns darbieten. Die Vergnügen des Herzens haben nicht wenigere Abänderungen, und enthalten nicht wenigere erneuerte Empfindungen. Die unendliche Menge von Gelegenheiten, wo man gesellschaftliche Tugenden auszuüben Anlaß hat;

die so verschiedenen Umstände dieser Ausübung, und die vielfältigen Vermischungen der Leidenschaften bringen stets neue Vergnügen hervor. Es ist außerdem unmöglich, Vergnügungen dieser Art zu genießen, wenn man die Vergnügen des Geistes nicht zu Hülfe nimmt, und beyde Arten theilen einander ihre Natur und ihre Vortheile mit.

Dieser Neigung zur Neuheit und Veränderung ohngeachtet, behält doch die Gewohnheit eine gewisse Herrschaft über die Vergnügungen, und diese Gewinnen oder verlieren an ihrem Werthe, nachdem diese Herrschaft unserm Glück gemäß oder entgegen ist. Wenn die Organe des Körpers gewöhnt sind, ohne Unterlaß lebhafte und angenehme Eindrücke anzunehmen, so werden sie gleichsam zu unserer Existenz unentbehrlich; das Angenehme der Neuheit verliert sich aber auch zu gleicher Zeit, ihre Lebhaftigkeit nimmt ab, und anstatt ferner Vergnügen zu seyn, werden sie zu gemeinen Bedürfnissen. Die Umstände erlauben nicht immer, diese Bedürfnisse zu befriedigen, und ein Mensch, der in die har-

harte Sklaverey der sinnlichen Vergnügen gefallen ist, kann nicht glücklich seyn, weil er innerlich durch einen beständigen Streit zwischen den Befehlen eines despotischen Herrn, und der Unmöglichkeit, sie zu vollziehen, beunruhiget wird. Die Gewohnheit der Vergnügen des Geistes und Herzens hingegen hat nichts gefährliches: weit entfernt, daß sie ihnen etwas von ihrer Lebhaftigkeit benehmen sollte, sind diese Vergnügen nur noch lebhafter, je mehr man sich ihnen überläßt, und sie scheinen immer neuer zu seyn, je geschwinder sie aufeinander folgen. Das Bedürfniß selbst, das daraus entstehen könnte, zieht uns keine Umbequemlichkeit zu; sie sind leicht zu haben; sie schicken sich zu allen Altern, zu allen Ständen und allen Glücksumständen; sie begleiten uns in der Welt, und belustigen uns in der Einsamkeit.

Die angenehmen Eindrücke dieser drey Klassen sind Vergnügen, wenn wir sie allein und unvermischt empfinden. Doch gibt es deren einige, welche, um wahre Vergnügen zu werden, oder wenigstens mehr Lebhaftigkeit zu haben,

der Hülfe anderer Eindrücke nicht entbehren können. Dergleichen sind diejenigen, die bloß auf die Sinne wirken, und stets ein unvollkommenes Vergnügen geben, wenn die Wirkungen des Geistes, oder die Regungen gesellschaftlicher Neigungen, nichts zu ihrer Vollkommenheit beytragen. Ohne Gesellschaft, ohne eine gewisse Art von Schauspiel, ohne das Verlangen, Geschmack zu zeigen, ist das Vergnügen einer Gasterey von keiner Wichtigkeit, und sich allein den Bauch zu füllen, kömmt nur einem gefräßigen Thiere zu. Das Physikalische der Liebe, wenn es nicht durch Empfindungen des Herzens geadelt wird, kann nur materielle, oder durch lüderliches Leben verdorbene Gemüther, vergnügen, und sogar die verworfensten Kreaturen sind genöthigt, ein plumpes Vergnügen durch den Schein einer Zufriedenheit und eines wahren Vergnügens zu beleben. Kurz, man untersuche alle sinnlichen Vergnügungen, und man wird finden, daß sie nicht zu einem gewissen Grade der Lebhaftigkeit gelangen, und daß sie ein wirklicheres bey sich führen, wenn

die

die Vergnügen des Geistes und Herzens sie nicht feiner und edler machen, und ihnen die schimpfliche Aehnlichkeit mit der Stillung eines thierischen Appetits benehmen. Die Vergnügen des Geistes und Herzens aber haben keiner fremden Hülfe nöthig, und ihr Gefälliges ist an ihr eigenes Wesen gebunden. Wenn sie auch einander zu Hülfe kommen, und sich ihre Annehmlichkeiten mittheilen, so hängen sie doch deswegen nicht voneinander ab, sondern erhöhen nur eins den Werth des andern.

Dieß voraus gesetzt, wird es nicht schwer seyn, den Werth der Vergnügungen dieser drey Arten zu bestimmen, ihnen den Platz anzuweisen, den sie bey uns haben sollen, und den Vorzug einzusehen, den wir ihnen geben sollen. Die Vergnügungen der Sinne verdienen nur den untersten Platz, sowohl weil sie dem Eckel mehr unterworfen, unvollkommener eingeschränkter, und schwerer zu befriedigen sind als die andern, als auch, weil ihre Angewohnheit die gefährlichsten Folgen nach sich zieht. Die Vergnügungen des Geistes übertrefen sie weit, in-

dem sie keiner von diesen Unbequemlichkeiten unterworfen, und immer geschickt sind, uns mit einer reinen Zufriedenheit zu erfüllen. Sie müssen aber einigen Zusatz von dem Vergnügen der Leidenschaften haben; denn wenn sie nicht durch den Trieb der Ehre, und durch den Geschmack an guten Thaten unterstützt werden, so verfallen sie in die Mattigkeit. Aus diesem Grunde nehmen die Vergnügen des Herzens unstreitig den ersten Platz ein; sie sind am meisten unabhängig, lebhaft, ausgebreitet, der Gesellschaft, und dem, der sie empfindet, nützlich, und ziehen gar keine unangenehme Folge nach sich; sie füllen die Seele ganz, und die andern Vergnügungen sind eigentlich nichts, als Aufwärter, welche dem gebietenden Vergnügen zum Dienst und zur Zierde bestimmt sind. Die höchste Glückseligkeit würde ohne Zweifel in einem dauerhaften Zustande bestehen, wo der Körper, der Geist und die Seele stets die angenehmsten Eindrücke annehmen könnten, derer die verschiedenen Theile unsers Wesens fähig sind. Da es aber dem Menschen nicht gegeben ist,

zu

zu diesem Stande zu gelangen, und da ein Eindruck öfters den andern verdringt, so werden wir uns der Glückseligkeit um so viel mehr nähern, als wir einer grössern Anzahl Vergnügungen genießen, die sich mit einander vertragen und zu unserm Vergnügen beytragen können.

Die angenehmen Beschäftigungen, die man insgemein Vergnügen nennt, und die man besser Ergötzlichkeiten nennen könnte, enthalten meistens viel von den Eindrücken aller dieser drey genannten Klassen, und besonders mischen sich die Leidenschaften unter sie ein. Man würde sich indeß gar sehr irren, wenn man glauben wollte, daß es stets erhabene Leidenschaften, oder wenigstens die schönen Theile des Instinkts wären, welche sich mit den Empfindungen vermischen, um die Vergnügungen hervorzubringen. Wenn man zu sich selbst zurückkehrt, und sich befragt, warum eins der Vergnügen uns angenehm sey, so würde man über die Antwort des Gewissens erstaunen, und sich schämen, die Ursachen zu gestehen, warum wir dieses oder jenes Vergnügen vorziehen. Man würde eine

Menge kleiner Leidenschaften entdecken, die sich über die Gegenstände verbreiten, um ihnen einen falschen Glanz zu geben; man würde eine Unruhe bemerken, die derjenigen gleicht, wenn ein Mensch in Gefahr ist, zu ertrinken, und welche uns nöthigt, den nächsten Ast zu ergreifen, der uns halten kann. Noch mehr, die Triebfedern des Instinkts, die Nachahmung, das Vorurtheil, die Meynung und die Gewohnheit, können uns bereden, daß eine abgeschmackte Sache ein Vergnügen sey, und uns, auf das Wort eines andern, in der Einbildung den Genuß davon geben.

Mit diesen Ursachen zur Wahl unter den Vergnügungen, die von den wirklichen oder eingebildeten angenehmen Eindrücken abhangen, vereinigt sich noch eine andere starke Ursache, um uns zur Wahl zu bestimmen; der Abscheu nämlich vor dem unangenehmen Eindrucke des Eckels. Die Seele hat ihre Bedürfnisse eben sowohl als der Körper, und wenn sie nicht befriedigt worden, so verfällt sie in einen Zustand der Mattigkeit, welche zu einer wahren und oft gefähr-

lichen

lichen Krankheit wird. Die beständige Wirkung und Gegenwirkung des Körpers und der Seele verursachen endlich eine Theilnehmung an den beyderseitigen Schwachheiten. Der Pöbel plagt sich mit langer Weile, weil sein Verstand leer ist; bey vornehmern Personen findet sich öfters eine doppelte Ursache, ein leerer Verstand, und ein müßiges Leben, welche den Körper in eine unglückliche Verfassung setzen, wodurch gar leicht die Wirkungen der Seele gehindert werden. Wenn dieser Zustand der Schläfrigkeit, dieser grausame Feind der Menschen, die Langeweile, sich einfindet, so flieht man dieselbe, man sucht sich davon zu befreyen, es koste was es wolle, man hält sich an alles, was dieses Leere auszufüllen verspricht, und diese Hoffnung verschönert die gleichgültigsten Gegenstände. Eine geringe Bewegung der Finger bey einer Arbeit, wo nicht viel Gedanken erfodert werden, ist vielen Frauenzimmern aus eben dem Grunde angenehm, aus welchem ein Wilder ein Vergnügen findet, den Wellen eines Flusses Stunden lang zuzusehen. Kurz, alles wird für einen

Menschen zum Vergnügen, der Langeweile hat, und man sollte nicht zweifeln, daß man einen Tag nicht vergnügt zubringen könnte, wenn man Marmor sägen müßte, dabey aber nur eine angenehme Abwechselung haben könnte.

Um aus der Wahl der Vergnügungen die Charaktere zu beurtheilen, muß man die Ursachen des Reizes dieser Vergnügungen kennen, und alsdann sehen, warum man sie andern vorzieht. Diese Ursachen sind so untereinander vermischt, und durch den Zusammenfluß so vieler Leidenschaften und Meynungen zusammen geschmolzen, daß es unmöglich ist, sich einen klaren Begrif davon zu machen, ohne sich in die Untersuchung einiger sehr gemeinen Vergnügungen einzulassen, welche zu allen Zeiten einen Theil der Sitten einer Nation ausgemacht haben. Dergleichen sind, wie ich glaube, gewisse Leibesübungen, die Jagd, das Tanzen, die Musik, die Schauspiele, und das Spielen.

Das Vergnügen der Leibesübungen hat seinen Grund vornämlich in dem physicalischen Bedürfnisse, die Glieder

des Körpers zu bewegen, welche, ohne eine ihren Kräften gemäße Bewegung, ihre Lebhaftigkeit, und das Vermögen, ihrer Bestimmung nachzukommen, verlieren. Bey den Kindern, deren Glieder sich ausdehnen müssen, um zu wachsen, zeigt sich dieses Bedürfniß am deutlichsten. Sie sind stets in Bewegung; sie lieben alle Spiele, welche den Körper bewegen, und ziehen alles vor, was diesen zu ihrem Wohlseyn unentbehrlichen Uebungen beförderlich ist. Wenn der Körper in der Jugend gebildet worden ist, so muß er nun stark gemacht werden, und die Neigung zu den Leibesübungen dauert so lange, als es nöthig ist, einem Körper, der zur Reife gekommen, eine neue Lebhaftigkeit zu geben. Diese Neigung ist um so viel stärker, als das innere Gefühl der Kräfte des Körpers mehr Leichtigkeit in der Bewegung verspricht, und beynahe befiehlt, ihm Bewegung zu geben. Aus diesem Grunde lieben junge Leute überhaupt die Leibesübungen, und die stärksten, selbst die, welche die plumpesten

Maschinen zu bewegen haben, finden Geschmack an den heftigsten Bewegungen.

Es gibt indessen eine allen Temperamenten und Altern gemeine Ursache, warum die Leibesübungen so angenehm sind. Der Druck der Luft auf die Glieder des Leibes gibt ihnen Kraft, befördert die Ausdünstung, und trägt folglich zur Gesundheit bey. Alle geschwinden Bewegungen, welche diesen Druck der Luft in einem unsern Bedürfnissen gemäßen Grade fühlbar machen, verursachen eine angenehme Empfindung. Dieß ist die Ursache, warum man gern reitet oder fährt, und überhaupt solche Handlungen vornimmt, welche die Luft mit Gewalt und Behendigkeit von einander trennen.

Es finden sich unter diesen Uebungen einige, welche Geschicklichkeit erfodern, und man verbindet eine gewisse Achtung mit denen, die ein Verhältniß mit den kriegerischen Talenten haben, als einer dem gemeinen Wesen nützlichen Sache. Ob dieses Verhältniß gleich ein wenig entfernt, und die Achtung, die man gegen die Leibesübungen haben soll, sehr mäßig ist, so kann doch das Ver-

langen nach kleinen Vorzügen einen Menschen bewegen, sich darauf zu legen, wenn er auch seinem Stande nach keinen Vortheil davon haben sollte. Er kann auf die Geschicklichkeit, ein Pferd zu regieren, stolz seyn; eine Geschicklichkeit indeß, worinne ihn ein jeder Reitknecht übertrifft. Der Geschmack der Nerone hat sich noch nicht verloren, und man besinnt sich noch auf Regenten, die sich auf die Geschicklichkeit, einen Wagen zu fahren, mehr einbildeten, als auf die Kunst, ihre Staaten wohl zu regieren. Die Eitelkeit, die mächtige Triebfeder kleiner Seelen, gibt den gleichgültigsten Gegenständen besondere Reize, und findet in den niedrigsten und abgeschmacktesten Beschäftigungen Stoff zum Vergnügen.

Die Vertreibung der langen Weile ist es indeß, was allen Arten von Leibesübungen die meiste Annehmlichkeit giebt. Leute, die nicht sehr gewohnt sind zu denken und zu empfinden, gähnen sogleich, wenn der Theil ihrer selbst, von welchem sie einigen Gebrauch zu machen wissen, in Unthätigkeit geräth. In

diesem Stande der Schläfrigkeit, kann sie ein Nichts belustigen, und sie haben an allem Vergnügen, was ihren Eckel ein wenig vertreiben, und sie von einer so schlechten Gesellschaft befreyen kann; als sie sich selbst sind. Man muß den Körper fleißig beschäftigen, wenn man die Seele nicht beschäftigen kann.

Das Vergnügen des Spazierengehens beruhet nicht bloß auf dem physicalischen Bedürfnisse, sich zu bewegen. Man würde es bald satt werden, wenn man dabey ein gewisses Stück Land umzuackern hätte. Um ein Vergnügen darinne zu finden, muß man etwas dabey zu denken haben; ein Vergnügen, welches durch einen gewissen Antrieb, den die Bewegung des Körpers dem Geiste mittheilt, geschärft wird, und welches ein Vergnügen für würdige Personen ist, die fähig sind, es zu schmecken. Oder man muß es mit der Betrachtung der Schönheiten des Landes verknüpfen, wo geübte stets neue Gegenstände, die ihrer Aufmerksamkeit würdig sind, entdecken: da indeß Leute, die von den Wundern der Natur gar nichts verstehen, diese

se Gegenstände entweder frostig vorbey gehen, oder sie ansehen, ohne sie wirklich zu sehen. Bey uns erhält der Spaziergang sein vornehmstes Vergnügen von der Gesellschaft, mit welcher wir gehen, und man wird bald müde, wenn man allein ist. Es mischt sich auch wohl noch etwas von Eitelkeit und Vorurtheil mit ein. Wieviel Leute gehen nicht spazieren, bloß der Mode zu gefallen, um sich in einem neuen Kleide sehen zu lassen, und die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen? Daher sind auch die Völker, die nicht sehr gesellschaftlich leben, gegen das Vergnügen, spazieren zu gehen, sehr unempfindlich. Die Wilden spotten über die Europäer, und sagen, daß sie ihre Beine ohne Nutzen und Absicht brauchten. Die Türken, die von Natur düstern und melancholisch sind, bringen ganze Tage in ihren Gärten, auf einem Flecke sitzend zu. Feurige und unruhige Köpfe, die überall und nirgends sind, gehen bloß maschinenmäßig und immer recht viel.

Die Jagd ist schon ein zusammengesetzteres Vergnügen, und nicht so leicht

zu begreifen. Dem ersten Anblicke nach, könnte es ganz von der Neigung starker Körper zu heftigen Bewegungen abzuhängen scheinen. Aber, obgleich die Stärksten am meisten Geschmack an der Jagd haben, so gibt es doch auch zärtliche Temperamente, welche sich bisweilen diesem ermüdenden Vergnügen überlassen. Der Stärkste sogar, dem die Bewegung noch so nöthig wäre, würde der Jagd bald überdrüßig werden, wenn er ohne Absicht, ohne seine Hunde, und ohne Hoffnung einer guten Beuten, in den Wäldern herum laufen sollte. Die Liebhaber der Jagd müssen demnach neben der Bewegung noch andere angenehme Eindrücke haben, um ein Vergnügen fortzusetzen, das seiner Natur nach sie sogleich im Anfange müde machen sollte.

Alle Fibern eines starken Körpers sind von einer Härte, die sie verhindert, einem leichten Eindrucke nachzugeben. Um die Werkzeuge eines solchen Temperaments zu erschüttern, muß man die heftigsten Stöße anwenden, und Stöße von der Art, wie sie zu der Stärke der

Werk=

Werkzeuge ein Verhältniß haben, sind allein im Stande, Vergnügen zu erregen. Die starken Körper haben etwas hartes und schneidendes für ihr Gefühl nöthig; sie sind bey einer süßen Harmonie, bey zärtlichen Tönen und bey einem feinen Schauspiele, unempfindlich. Das Bellen der Hunde, der Schall der Waldhörner, das Wiehern der Pferde, das Rennen der Jagd, der Anblick eines gewissermaßen soldatischen Festes, alles dieses zusammengenommen macht eine so weit beträchtliche Erschütterung der starken Werkzeuge, um sie zu bewegen, ohne zu ermüden, und ihnen folglich angenehme Eindrücke zu geben. Zu diesem gesellet sich auch noch die Hoffnung der Ehre, über einen so fürchterlichen Feind zu triumphiren, als ein wildes Thier ist: ein wahrer Ruhm, weil er die Frage des Pascals beantwortet, warum ein Jäger auf ein wildes Schwein, das er getödtet hat, stolzer ist, als auf einen Hasen. Ein Mensch von schwachem und furchtsamen Gemüthe kann an diesen gewaltsamen Erschütterungen Geschmack finden, wenn noch andere Ursa-

chen dazu kommen, um das Vergnügen zu bestimmen, welches daraus entstehen soll.

Die Langeweile nöthigt allerley Gemüther, sich den stärksten Eindrücken zu überlassen, und gibt ihnen eine gewisse Annehmlichkeit. Da nun diese Langeweile ihren bösen Einfluß auf das ganze menschliche Geschlecht hat, so muß man sich gar nicht wundern, wenn man so verschiedene Menschen dem Stande, dem Temperamente und den Leidenschaften nach, sich der Jagd mit gleichem Eifer ergeben, darinne Stärkung für die Schwachheiten ihrer Seele suchen, und aus Gewohnheit eine Beschäftigung fortsetzen sieht, welche sie verhindert, sich traurig mit sich selbst zu unterhalten. Wenn man Charaktere kennt, die durch die Nothwendigkeit, den Körper zu üben, sich von der Verbesserung des Verstandes haben abhalten lassen, oder welche nicht Gelegenheit gehabt haben, sich Mittel genug wider die Langeweile anzuschaffen, so kann man vorher sehen, daß sie sich auf die Jagd legen werden. Kurz, wenn man die Nation, und un-

ter derselben die Klasse kennen lernen wird, welche die meisten Müßiggänger von gesundem Leibe hat, so wird man auch sagen können, wo die größte Anzahl der Jagdliebhaber zu finden ist. Es ist nicht schwer zu errathen, unter welcher Klasse der Menschen man die meisten langweiligen Leute, und die sich am wenigsten zu helfen wissen, finden könne.

Wenn man auf einige Umstände dieses Vergnügens Acht hat, so kann man sich beynahe nicht enthalten, zu glauben, daß sich ein wenig von jener unglücklichen Neigung der Menschen, deren Instinkt seine ursprüngliche Reinigkeit nicht behält, darunter mische, vermöge welcher sie in der Plage und Vernichtung lebendiger Geschöpfe ein Vergnügen finden. Das Schauspiel und Geräusche der Jagd sind für viele Jäger ein unschmackhaftes Vergnügen, wenn sie nicht eine ansehnliche Menge Thiere mit eigener Hand dabey getödtet haben. wodurch soll man sonst die barbarische Gewohnheit einer artigen und witzigen Nation, die dem weiblichen Geschlechte, das von der Natur bloß zu zärtlichen Em-

pfindungen gemacht ist, das Messer in die Hand gibt, um ein Thier zu erwürgen, das schon aufs Aeußerste gebracht ist, wodurch, sage ich, soll man diese barbarische Gewohnheit sonst erklären, als durch diesen Hang zur Grausamkeit?

Bey den meisten Mannspersonen sind Eitelkeit, Vorurtheil und Gewohnheit, die dieses eingebildete Vergnügen erzeugen, welches sie in der Jagd zu finden vermeynen. In den gothischen Regierungen der mittlern Zeiten führte ein Theil der Nation, der sich auf die Waffen gelegt hatte, und nicht immer seine wilde Tapferkeit gegen Menschen zeigen konnte, zu Friedenszeiten Krieg mit den Eiwohnern der Wälder, welche in nicht hinlänglich bevöllkerten Ländern dem Landmanne endlich durch eine allzustarke Vermehrung zur Last würden geworden seyn. Die Gesetze und Gewohnheiten begünstigten eine Beschäfftigung, die sich allein für einen unwissenden und unruhigen Adel schickte, dem es verboten war, sich auf die Künste des Friedens zu legen. Diese Beschäfftigung war außerdem nicht ohne Nutzen, sowohl um

dem

dem Landmanne Sicherheit zu verschaffen, als auch um den kriegerischen Geist, und die Gewohnheit zu Strapazen, die dem Adel nach der damaligen Art zu leben und Krieg zu führen, nöthig waren, zu unterhalten. Die Jagd ward ein wichtiger Gegenstand, und das Geschäffte der Nation; man nannte sie die Schule und das Bild des Krieges; und wenn sie es damals wirklich war, so muß man doch gestehen, daß sie heut zu Tage nur ein sehr unvollkommenes Bild davon ist.

Bey alle dem konnte es doch nicht fehlen, daß ein Zeitvertreib, woraus der Adel seine Geschäffte und sein Vergnügen machte, nicht in große Achtung bey dem Pöbel hätte kommen sollen, welcher sich nicht unterstand, ein so erhabenes Vergnügen zu genießen, das bloß für Menschen von einer edlern Natur bestimmt war. Nach und nach griffen die mittlern Klassen der Nation wieder zu den Rechten der Menschheit, glaubten nicht mehr, daß sie schlechter wären, als ein Edelmann, und wollten an den Vorrechten und Vergnügungen der Höhern Theil haben. Da man die Jagd für ein adeli-

ches Vergnügen hielt, so sahe es der Edelmann als einen Beweis seines Adels an, und der Bürgerliche glaubte durch eine Kuppel Hunde geadelt zu werden. Junge Leute hören von der Jagd stets als von einem Vergnügen reden, und zwar, das nur für Leute vom Stande gehöret, und die Eitelkeit beredet sie endlich von der Wirklichkeit des Angenehmen einer Beschäfftigung, welche sie den Großen gleich zu machen scheint. Die Gewohnheit bestärkt sie vollends in dieser Meynung. Man führt die Jugend bey Zeiten in die Wälder, man gewöhnt sie zu den heftigsten Erschütterungen, und diese Dinge werden bey ihr zu einer Art von Nothwendigkeit aufs Künftige, so wie hitzige Getränke denen zur Nothwendigkeit werden, die sich einmal an dieselben gewöhnt haben. Viele Leute Erben den Geschmack an der Jagd, wie ein Familiengut, und nehmen die Neigung zu dieser Uebung so an, wie die Kinder der Sectirer die Meynungen ihrer Väter annehmen: sie werden Jäger, weil ihre Vorfahren dergleichen waren.

Das Tanzen kann als ein Zweig der Leibesübungen überhaupt, und als ein lebhafter Ausdruck der Freude angesehen werden. In der Jugend, und bey Leuten, die an heftige Bewegungen gewohnt sind, zeigt sich das Bedürfniß, sich zu bewegen, mit der größten Stärke. Die Kinder und das gemeine Volk, welche das Feine einer innerlichen Zufriedenheit zu empfinden und auszudrücken nicht im Stande sind, wissen ihre Freude nicht anders, als durch Hüpfen und Springen, durch Schreyen und Lachen aus vollem Halse an den Tag zu legen. Sie hüpfen oder tanzen, wenn sie zufrieden sind. Dieses Vergnügen ist demnach der Jugend und dem gemeinen Volke natürlich, um dem Bedürfnisse, sich zu bewegen, Genüge zu leisten, und sich auf eine ihren Umständen gemäße Art ein Vergnügen zu machen. Unterdessen finden doch auch Leute, die ihren Umständen nach, sich nicht stark bewegen sollten, die nicht aus der Klasse des gemeinen Volks sind, die ihre Freude auf eine feinere Art zeigen könnten, und die nicht mehr Kinder sind, einen Geschmack am Tanzen, behalten

ihn auch bis ins Alter, und finden ein Vergnügen daran, wenn sie tanzen. Es müssen demnach hier verschiedene Ursachen zusammen kommeu, und dieses Vergnügen hervor bringen.

Wir haben eine große Neigung zur Harmonie und zur Ordnung; eine abgemessene Bewegung macht einen weit angenehmern Eindruck auf die Werkzeuge des Körpers, als eine unordentliche. Das Abgemessene des Tanzes gibt demnach der körperlichen Bewegung eine gewisse Annehmlichkeit, und macht ihn solchen Personen erträglich, die ohne diesen Nebenumstand bald davon müde werden würden. Dieses Vergnügen ist annoch ein natürliches Vergnügen.

Man hat aus dem Tanzen eine Kunst gemacht, wo man Beweise von seiner Gelenkigkeit und Geschicklichkeit, allerley Bewegungen mit dem Körper zu machen, gibt. Leute, die große Vorzüge nicht erreichen können, ergreifen begierig die Gelegenheit, zu kleinen zu gelangen. Wenn man durch Tanzen Aufsehen zu machen glaubt, so macht die Eitelkeit es zum Vergnügen, und man

tanzt aus Ehrgeize. Diese Ursache des Vergnügens am Tanze wird durch die Beobachtung bestättigt, die man von verschiedenen Personen macht, die einen Fehler am Leibe haben, und insgemein dem Tanzen am meisten ergeben sind. Sie glauben, wie es scheint, diese Fehler durch die Kunst zu verstecken, oder sie wenigstens den Augen der Zuschauer unsichtbar zu machen, welche über der Geschicklichkeit, womit sie die schweren Wendungen und Schritte des Tanzes machen, dieselben vergessen sollen. Man könnte an dieser Wirkung der Eitelkeit zweifeln, wenn man auf die Gewohnheit gewisser Länder Achtung gibt, wo man die Tänze, welche Kunst und Annehmlichkeit in den Wendungen erfodern, zurück setzt, um sich unedlern Tänzen zu überlassen, die, anstatt einer geschickten Artigkeit, nichts als starke Beine erfodern, und nichts als eine plumpe Freude des Pöbels ausdrücken. Die Eitelkeit aber verliert auch ihre Rechte in dieser Nachahmung der Ergötzungen des Pöbels nicht, und es fehlt ihr auch außerdem nicht an Bewegungsgründen von ei-

einer andern Natur. Die Damen haben öfters sehr gute Ursachen, die Moden ihrer Kammermädchen nachzuahmen.

Man macht insgemein aus dem Tanzen eine Art von Schauspiel. Die Auszierungen des Tanzsaals, die starke Beleuchtung, der Zusammenfluß einer großen Anzahl masquirter oder geputzter Personen, die allgemeine Bewegung durch einander, das Geräusche der Musik, alles dieses zusamm genommen, macht ein so rührendes Gemälde aus, welches lebhafte und angenehme Empfindungen verursacht, indem es die Werkzeuge verschiedener Sinne zu gleicher Zeit rührt. Die Eitelkeit der Akteurs dieses Schauspiels vergnügt sich an der Ueberredung, daß sie sich von dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte zeigen, daß sie alle ihre Annehmlichkeiten an Tag legen, daß sie durch einen neuen und prächtigen Putz blenden, und die Augen aller Zuschauer auf sich ziehen. Dieses Vergnügen der Eitelkeit wird noch durch das Vergnügen einer andern Leidenschaft vermehrt, welche durch das Gemische beider Geschlechter, durch die Gelegenheit zu einer

ner sonst wenig erlaubten Vertraulichkeit, und durch die Hoffnung zu Eroberungen, rege gemacht wird. Es gibt nur eine einzige Nation, wo die Mannspersonen, mit der Pfeife im Munde, und mit einer leichten Bewegung der Füße, unter sich einen Tanz vornehmen, der nicht viel zu bedeuten hat.

Aus eben dem Grunde, aus welchem müßige Leute allerhand Leibesübungen vornehmen, lieben sie auch das Tanzen. Leute, die ihrem Stande, ihrer Erziehung, ihrer wenigen Einsichten, und der Natur ihres Temperaments nach, nicht fähig sind, höhere Vergnügen zu genießen, ergreifen die Gelegenheit zu jeder kleinen Ergötzlichkeit um so viel eifriger, welche ihre Seele aus dem traurigen Zustande der Langenweile ziehen kann. Plutarch sagte von den Griechen seiner Zeit: Wenn unsere Weiber besser unterrichtet würden, so brächten sie nicht ganze Nächte mit Tanzen, mehr mit Wuth als Vergnügen, zu.

Die Wirkungen der Vorurtheile, der Nachahmung und der Gewohnheit, mischen sich stark in dieses Vergnügen.

Eine lebhafte Nation, deren Unruhe und Munterkeit sich am meisten zu den Bewegungen des Körpers geneigt macht, theilt ihre Sitten den übrigen Nationen unsers Erdbodens mit. Diese Nation liebt den Tanz ihrem Charakter gemäß, und muß nothwendig ein Vergnügen daran finden; und ihre Nachahmer, ob sie gleich ihren Sitten und ihrem Temperamente nach frostiger und ernsthafter sind, glauben eben dieses Vergnügen im Tanzen zu finden, das ihr Meister daran findet, bey welchem es ein Bedürfniß ist.

Es ist unter diesen Umständen nichts weiter nöthig, als daß Personen von einem gewissen Range ihr Beyspiel mit der Mode vereinigen, und die vermeynte Annehmlichkeit einer körperlichen Uebung durch ihre Ausübung bestättigen, um Leute von den niedern Klassen zu bereden, daß sie da Vergnügen finden können, wo es die Vornehmern finden. Wenn das Tanzen bey einem großen Feste das Zeichen eines besondern Vorzugs ist, so wird alles mit Eitelkeit tanzen wollen. Wenn nun junge Leute diese Beyspiele sehen, und beständig sagen hören,

ren, wie groß das Vergnügen dabey sey, so bilden sie sich ein, daß die Liebe zum Tanze ein Merkmal guter Lebensart, und ein Anspruch auf gute Gesellschaft sey. Sie scheinen ein Vergnügen in einer Sache zu finden, die sie bald überdrüßig werden würden, wenn sie nicht durch Vorurtheile und durch die Mode reizend gemacht würde. Je mehr sie sich hernach dieser Uebung überlassen, desto erträglicher und endlich gar nothwendig, wird sie ihnen durch die Gewohnheit. Wenn man die Ursachen dieses Vergnügens erwägt, so wird es nicht schwer seyn, den Grund zu finden, warum das schöne Geschlecht insgemein mehr Neigung zum Tanze habe, als das männliche, ob gleich diese letztern, weil sie von Natur stärker sind, diese Bewegung weit nöthiger haben sollten. Die Frauenzimmer sind gegen alles, was die Sinne rührt, was einem Schauspiele ähnlich ist, und was eine gewisse Harmonie an sich hat, weit empfindlicher. Ihren Umständen nach muß ihr Verlangen nach kleinen Vorzügen, und besonders nach der sehr geringen Ehre, durch ihre Reize

ze Eroberungen zu machen, sehr lebhaft seyn. Sie haben nicht so viele Mittel wider die Langeweile, als die Mannspersonen, welche besser unterrichtet, und in einen Wirbel von Geschäfften verwickelt, sich durch ihre Beschäfftigungen die Zeit vertreiben können. Kurz, es ist nicht zu zweifeln, daß nicht ein Bißchen Coquetterie den vornehmsten Antheil an dem Vergnügen habe, welches das schöne Geschlecht am Tanzen findet. Ein neuerer Schriftsteller fügt diesen Gründen noch einen ganz physikalischen bey, wenn er die Reinigkeit der Sitten des Frauenzimmers bey einer gewissen Nation dem Mangel der Gelegenheit, sich mit Tanzen zu belustigen, zuschreibt. Man muß den Anatomisten die Untersuchung überlassen, wie weit diese sonderbare Ursache gegründet sey.

Das Vergnügen der Musik hängt größtentheils von den Sinnen ab. Es scheint zwischen den Werkzeugen des Gehörs und gewissen Klängen zwischen ihren Vibrationen und den Erschütterungen jener Fibern eine ursprüngliche Gleichheit zu seyn. Diese Klänge müssen nothwen-

dig angenehme Eindrücke auf das Gehör machen, da sie das Gehör rühren, ohne es zu ermüden. Es gibt Klänge, die allen Leuten ohne Unterschied gefallen, und gegen welche sogar die Kinder empfindlich sind. Die verschiedene Einrichtung der Fibern macht, daß starke Leute, oder welche plumpe und ungeübte Organe haben, rauhe Töne, die allein geschickt sind, Fibern zu erschittern, welche der mäßigen Bewegung einer süßen Harmonie widerstehen, am liebsten hören. Aus eben dem Grunde gefällt Leuten, die einen Fehler am Gehör haben, gar keine Musik, und wenn es ihnen überhaupt an Empfindlichkeit fehlt, so verabscheuen sie dieselbe.

Dieses Vergnügen ist indessen nicht blöß auf ein angenehmes Gefühl eingeschränkt; es mischt sich auch etwas vom Vergnügen des Geistes darunter. Die Vibrationen der klingenden Körper haben ein gewisses Verhältniß unter sich, welches gefällt oder mißfällt, und um von ihrer Annehmlichkeit zu urtheilen, zählt und vergleicht sie die Seele, ohne es selbst zu bemerken. Wenn dieses Verhältniß

leicht

leicht zu fassen, und demjenigen gemäß ist, was wir das Schöne nennen, so vergnügt sich der Geist daran, und übt sich damit, ohne zu ermüden. Die tiefen Töne entstehen aus wenigern Vibrationen, und die hohen aus mehrern; das Verhältniß dieser letztern kann demnach desto leichter empfunden werden. Hierinne liegt der Grund, warum ein geschwinder Baß dem Ohre nicht angenehm ist, und warum man Melodien in höhern Tönen lieber hört, als auf tiefgestimmten Instrumenten.

Der Instinkt zum Schönen, zur Harmonie, und zur Ordnung, theilet seine Reize auch der Musik mit, und gibt einer wohlgeordneten Folge von Tönen noch mehr Annehmlichkeit. Wir empfinden überall Vergnügen, wo wir Ordnung antreffen, und die Cadenz der Musik zeigt uns diese Ordnung auf eine sehr fühlbare Weise. Indessen sind nicht alle Menschen gleich geschickt, von der Richtigkeit der Bewegungen zu urtheilen, und diese Ordnung müßte sehr simpel seyn, wenn etwas plumpe Werkzeuge dieselbe empfinden sollten. Die Unverstän-

digen, die Barbaren und der Pöbel finden nur an lustigen Liedern, an Tanzmelodien Geschmack, deren Cadenz so empfindlich ist, daß sie auch den dickesten Ohren nicht entgeht.

Für zärtlichere Personen ist es ebenfalls noch nicht genug, daß eine künstliche Composition alle Reichthümer der Harmonie vorträgt, und durch neue Ueberstimmungen in Erstaunen sezt, deren von geübten Ohren empfundenes Verhältniß sie ohne Unterlaß mit dem Bewußtseyn ihrer Vollkommenheit erfüllt; es ist noch nicht genug, daß eine schöne Modulation diese Accorde in ein Ganzes zusammen verbindet, und sie durch richtige Abschnitte rhytmisch macht. Wenn diese Musik nichts ausdrückt, so ist sie nichts, als ein leeres Geräusch, und ermüdet die Ohren in kurzer Zeit. Wenn sie Klänge ausdrückt, die in der Natur vorhanden sind, ohne aber den Menschen zu interessiren, so ist ihre Annehmlichkeit nichts weiter, als was wir bey Entdeckung einer glücklichen Nachahmung empfinden. Wenn sie aber den Ton unserer Leidenschaften trift, und wenn sie Töne

und Modulationen so anwendet, wie sie sich zu den äußerlichen Zeichen der Bewegung unserer Seele schicken; alsdann bekömmt sie ein Leben, und ihr Vergnügen, das sich mit dem Vergnügen des Herzens vermischt, erreicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit. Die Instrumentalmusik, die nicht so viel Ausdruck hat, ist nie so rührend, als die Vokalmusik, wo die Melodie mit der Poesie vereinigt, uns sowohl durch den Gesang, als auch durch die Worte, in Bewegung setzt. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Vergnügen der Leidenschaften nicht eigentlich die Bezauberung der guten Musik ausmachen müsse.

Unterdessen haben doch das Vorurtheil und die Gewohnheit den größten Einfluß auf die Art, dieses Vergnügen zu genießen. Man befindet sich öfters bey Concerten, die mit Nachdruck angekündigt werden, gleich Lustbarkeiten, wo die Zahl und der Ruhm des Akteurs ein sehr großes Vergnügen versprechen. Man hört eine rauschende Musik mit vielem Gepränge vortragen; man wird mißvergnügt dabey, und wagt es nicht, sein

Miß-

Mißvergnügen zu gestehen, denn man wohnt einem Vergnügen und zwar in guter Gesellschaft bey. Wenn man die wahre Musik von derjenigen unterschiede, die ohne Ausdruck, nur eine Reihe von Klängen ist, und weiter kein Verdienst hat, als die überwundene Schwierigkeit, so würde man sich viel Geräusche, viel Eckel, viel Verdruß und Aufwand ersparen. Man sagt uns aber, daß alle Musik ein Vergnügen sey, und wir, wir glauben es auch.

Die Gewohnheit ist in Ansehung dieser Ergötzlichkeit so stark, daß eine jede Nation sich einbildet, die beste Musik zu haben. Wenn sie auch noch so unvollkommen, arm an Harmonien und Modulationen, und einförmig in ihrer Bewegung ist, so hält man sie doch für unvergleichlich, und es ist schon eine Art von Lästerung, wenn man nur an ihrer Vollkommenheit zweifelt. Man sagt, daß jede Nation eine ihrem Genie gemäße Musik haben müsse, gleich als ob die Natur sich nicht in allen Ländern ähnlich, die Harmonie nichts wirkliches, und die Modulation auf den Ausdruck

Bewegungen des Herzens gegründet wäre. Die Unwissenheit ist es, die den Neger an seine Kürbistrompete gewöhnt, und den Chinesern Gesänge erträglich macht, in denen gar kein Schatten von Harmonie und Melodie ist. Eben diese Ursache mit der Gewohnheit verknüpft, macht, daß der Pöbel über seine Trauergesänge und Gassenlieder in Entzückung geräth.

Ob man gleich insgemein unter dem Worte Schauspiel nichts anderes versteht, als die Vorstellungen des Theaters, so kann man doch alles, was die Augen des Publicums auf sich zieht, und eine Menge Volks, um zu sehen oder zu hören, herbey lockt, ein Schauspiel nennen. Das Vergnügen dieser Schauspiele hat sehr gemeine Ursachen, welche dem Theater zu gefallen ein wenig genauer bestimmt sind, weil dieses das einzige Schauspiel ist, wobey die Vergnügen des Geistes Platz finden.

Einige dieser Schauspiele, als gewisse Feste, sind vermöge der Vermischung verschiedener Gegenstände geschickt, angenehme Eindrücke auf verschiedene

Sin-

Sinne zugleich zu machen, und ihr Vergnügen beruht bloß auf der Sinnlichkeit. Es gibt aber auch andere, welche nicht eben solche Gegenstände vorstellen, die den Sinnen zu schmeicheln fähig sind. Alsdann verschönert die Neuheit die Gegenstände, und macht uns ein gewisses Vergnügen, weil ihre Vorstellung nicht alle Tage wiederkömmt. Das Gefühl der Neuheit ist indeß relativisch, und nach der Menge von Begriffen derer eingerichtet, die davon gerührt werden. Der Bauer läuft einer Hochzeit im Dorfe eben so neugierig nach, als der Vornehmere einer Krönung. Der Pöbel sieht ein Ungeheuer oder ein wildes Thier mit eben dem Vergnügen, als ein Mann von Geschmacke die Meisterstücke der schönen Künste untersucht. Dieses Leere von Begriffen, welches zum Theil an der Langenweile Ursache ist, gibt auch zugleich den Grund ab, warum ein langweiliger Müßiggänger sich an allem belustigt, und den ersten den besten zum Gesellschafter annimmt; wenn er nur etwas in die Augen oder vor die Ohren bekömmt, was ihn aus seiner Schläfrigkeit ermuntert,

so ist alles gut für ihn, und alles macht ihm Vergnügen.

Das Vergnügen des Theaters hängt ohne Zweifel auch von dem Vergnügen der Schauspiele überhaupt, und von der Linderung des gemeinen Schmerzes der Langenweile ab. Man wird sich davon überzeugen, wenn man auf den Haufen unwissender Müßiggänger Acht gibt, die sich zum Theater drängen, nicht sowohl um die Schönheiten eines Stücks zu empfinden, auf das sie nicht einmal hören, sondern nur um zu sehen, und bey den Kindereyen gegenwärtig zu seyn, womit man die Schauspiele verunehrt. Dem ohngeachtet enthält das Theater für Leute von Verstande vieles zum Vergnügen des Geistes. Man beschäfftigt die Kräfte der Seele auf eine angenehme Weise, wenn man auf die Gemälde der Charaktere und Leidenschaften, auf die künstliche Ausführung des Stücks, auf die Schönheit des Ausdrucks, und auf die glückliche Nachahmung der Natur in der Kunst der spielenden Personen aufmerksam ist. In diesem Gesichtspunkte kann das Theater als die anständigste

Er-

Ergötzlichkeit einer artigen und geistreichen Nation angesehen werden.

Die Leidenschaften aber sind es, die das Theater am meisten Interessant machen, so wie einen großen Theil der Schauspiele überhaupt. Eben der Bewegungsgrund, aus welchem der Pöbel der Hinrichtung eines Missethäters nachläuft, führet ehrbare Personen in die Tragödie. Man will bewegt seyn, es koste was es wolle; man will aus seiner Ruhe gebracht seyn, welche für die meisten unerträglich ist, und man wählt Gegenstände dazu, entweder nach der Natur der Leidenschaften, an die man gewöhnt, oder die man zu empfinden fähig ist. Der Pöbel, der nur bey starken Eindrücken empfindlich ist, liebt gewaltsame Schauspiele, die bis zur Grausamkeit gehen. Er ist den Fechterkämpfen, den Thiergefechten, in Ländern, wo man dergleichen barbarische Ergötzlichkeiten hat, sehr ergeben. Leute, von einem feinern Geschmacke, und deren Leidenschaften gereinigter sind, mögen gern an erdichteten Personen ihre eigenen Leidenschaften sehen, und durch Hül-

se der Einbildungskraft bewegt werden, wenn sie es nicht in der That seyn können. Kurz, der wenige Beyfall der regelmäßigsten Stücke, in denen man allen Witz verschwendet hat, die aber nicht rühren, beweist am besten, wie nothwendig die Leidenschaften auf dem Schauplatze sind. Ein Autor muß die Schönheiten seines Stücks in den Empfindungen suchen, wenn er dem Publikum gefallen will.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß die Gewohnheit und das Vorurtheil nicht viel zum Vergnügen der Schauspiele beytragen sollten. Wie sollte man sonst den Geschmack der Vornehmsten einer Nation, und selbst des weiblichen Geschlechts, an den grausamsten Schauspielen, anders erklären können, als durch eine unglückliche Gewohnheit? Wenn diese von Natur widerwärtigen Vorstellungen gewissermaßen Mode werden, und sich mit den Sitten vermengen, so verschwindet der Abscheu, den sie erregen sollten, die Einbildungskraft gewöhnt sich daran, und man kann sich so weit herab lassen, daß man ein trauriges Vergnü-

gen

gen daran findet. Die Mode gibt unschuldigen Ergötzlichkeiten, die nicht weiter interessiren, als durch die Meynung, die man davon hat, eine gewisse Annehmlichkeit. Wenn die Religion auch noch dazu kömmt, um die Schauspiele zu heiligen, so entlehnen die lächerlichsten und ausschweifendsten, Reize von der Heiligkeit derselben.

Unter allen Ergötzlichkeiten ist es das Spiel allein, was nicht mit dem Vergnügen der Sinne verknüpft ist; selbst das Vergnügen des Geistes mengt sich nur auf eine sehr unvollkommene Art darunter. Es gibt Spiele, die ohne Zweifel eine gewisse Geschicklichkeit erfodern, und die den Geist durch ihre beständigen Abänderungen üben. Das Vergnügen indeß, das von dieser Uebung unserer Kräfte entsteht, kann nicht anders als sehr gering seyn, wenn man bemerkt; daß der Verstand zum Spielen eins der geringsten Talente ist. Die allereinfältigsten Leute besitzen ihn öfters in einem weit höhern Grade als die klügsten. Die erstern sind weit mehr aufgelegt, sich in Kleinigkeiten Mühe zu ge-

ben, welche von den letztern verschmähet werden. Und um noch deutlicher zu sehen, wie wenig der Verstand zum Vergnügen des Spiels beytrage, darf man nur auf den Vorzug Achtung geben, den man überhaupt den Hazardspielen vor andern, wo Verstand dazu erfodert wird, gibt. Es ist zwischen der Wuth zu dem einen, und der Neigung zum andern, gar kein Vergleich. Diejenigen, bey denen es auf ein blindes Glück ankömmt, ermuntern stets mehr, als diejenigen, wo sich der Verstand dabey zeigen kann.

In den Leidenschaften muß man demnach die vornehmste Quelle des Vergnügens am Spielen suchen. Man ist von dieser Wahrheit überzeugt, indem man den Spielern den Geiz vorwirft, und es ist nicht zu zweifeln, daß Eigennutz und Gewinnsucht nicht den größten Theil des Vergnügens bey Personen ausmachen sollten, welche hohe Spiele den kleinern vorziehen. In diesem Falle befinden sich auch diejenigen Personen, bey welchen, wenn sie alt werden, und die andern Leidenschaften dem Geize Platz machen, der Geschmack am Spielen sich ent-

entweder einfindet, oder vermehrt. Man findet indeß Leute, die, so großmüthig und selbst verschwenderisch sie auch sonst sind, den geringsten Verlust im Spielen mehr bedauern, als die stärkste Depense, und, da sie nicht aufhören, das Spiel zu lieben, dasjenige werden, was man verdrüßliche Spieler nennt. Es müssen demnach andere Leidenschaften dazu kommen, um das Vergnügen an Hazardspielen hervorzubringen. Der kleine Stolz, über seine Mitspieler zu triumphiren, ist sogar in den gesellschaftlichen Spielen nicht hinreichend, einen Spieler so zu beschäfftigen, daß er den Verdruß an einer so einförmigen Beschäfftigung, und die alle Tage wiederkömmt, verliert.

Viele von unsern Empfindungen scheinen von einer verborgenen Triebfeder herzukommen, welche zwar schwer zu entdecken, aber deßwegen nicht weniger wirklich ist. Der Instinkt der Selbsterhaltung, und die natürliche Trägheit des Menschen machen, daß wir uns für den vornehmsten Gegenstand der göttlichen Vorsorge und unmittelbaren Regierung halten; eine unserm Stolze sehr ange-

nehme Einbildung, die uns zugleich der Mühe überhebt, nachzudenken, wie wir unsere Handlungen einrichten sollen. Es ist unglaublich, was die Menschen sich für einen sonderbaren Begrif von dem machen, was wir Ungefähr, oder blindes Glück nennen, und was für verwirrte Begriffe der Wirkungen einer besondern Vorsehung, oder einer Hülfe gewisser unbekannter und unsichtbarer Wesen, welche die ungefähren Begebenheiten regieren, sich in den Begrif mischen, den wir überhaupt von dem vielsagenden Worte Glück haben. Der Abt von St. Cyran beklagte sich im ganzen Ernste, daß sich die Vorsehung stets seinem Vorhaben widersetze, als er die Kirschkerne nicht durch die Fenstergitter schießen konnte. Wir verbinden, ohne es selbst zu wissen, diesen Begriff mit allen Begebenheiten des Lebens; wir sind stolz, wenn wir durch das Loos glücklich sind, und niedergeschlagen, wenn uns der Hazard entgegen ist. Wir können im Spielen stets unser Glück auf die Probe stellen, und man darf nicht zweifeln, daß diese beständige Wirkung und Gegenwir-

kung

kung der Hoffnung, der Eitelkeit, der Furcht, und der Niedergeschlagenheit nicht das wahre Vergnügen des Spiels ausmache.

Da nun die Leidenschaften hauptsächlich das Angenehme des Spiels ausmachen, so ist es klar, daß das Verlangen nach Zeitvertreibe und die Gewohnheit das ihrige ebenfalls dazu beytragen. Die Gegenstände der starken Leidenschaften zeigen sich in gewissen Entfernungen von einander, und wir sind nicht stets Herrn darüber, sie näher zusamm zu bringen. Das Spiel hingegen ist alle Augenblicke in jedermanns Händen, und man kann das Interesse daran, nach seinem Gefallen, und nachdem es die Noth erfodert, vermehren oder vermindern. Die Gewohnheit, sich diesen Beunruhigungen zu überlassen, macht sie nach und nach nothwendig, und die Befriedigung eines natürlichen oder künstlichen Bedürfnisses ist stets ein Vergnügen. Aus diesem Grunde ist das schöne Geschlecht, wenn seine Schönheit anfängt abzunehmen, und es nicht mehr eine angenehme Leidenschaft befriedigen kann, so ge-

neigt,

neigt, sich dem Spielen zu ergeben. Die Einbildung und die Eitelkeit können auch noch etwas zu diesem Vergnügen beytragen. Wenn das Spiel anfängt, das Vergnügen einer gewissen Klasse von Menschen zu werden, so wird sich dieser Geschmack nach und nach auch der niedern Klassen bemächtigen, und man wird bis zum Verdruß spielen, wenn man sich nur einbildet, daß man sich auf eine vornehme und galante Art die Zeit vertreibt.

Wenn man nun von dem Charaktere eines Menschen aus der Wahl seiner Vergnügen und Ergötzlichkeiten urtheilen will, so hat man verschiedene Betrachtungen, und dabey Behutsamkeit nöthig. Die meisten Charaktere bestehen aus so verschiedenen Eigenschaften, daß sie öfters einander zu widersprechen scheinen. Man irrt beständig, wenn man von der moralischen Beschaffenheit eines Menschen nach einzelnen Stücken, ohne sie zusamm zu nehmen, urtheilen will. Es ist damit, wie mit der Physionomie, wo einzelne Züge nichts bedeuten, und wo das Ganze allein die Beschaffenheit der Seele anzeigt. Es wäre daher unvorsichtig,

wenn

wenn man aus dem Geschmacke eines Menschen an diesem oder jenem Vergnügen schlüßen wollte, daß dieser Mensch den Charakter derer habe, die dieses Vergnügen von Natur lieben. Man muß erst die Triebfedern untersuchen, welche diesen Geschmack entweder durch Angewohnheit, oder durch andere Leidenschaften hervor bringen. Kein einziger Mensch kann die Anwendung der allgemeinen Wahrheiten, die wir über diese Materie haben, auf sich machen, ohne sich selbst über die wahren Bewegungsgründe befragt zu haben, warum er ein Vergnügen dem andern vorzieht. Die Meynungen über diesen Vorzug sind Vorurtheile, die insgemein sehr stark, und sehr wahrscheinliche Merkmale von der Natur des Charakters sind; um aber zur Gewißheit zu gelangen, muß man sie mit andern Muthmaßungen verbinden. Wenn man demnach sagt, daß das Leere des Geistes und die Langeweile die Jagd angenehm machen, so sagt man damit nicht, daß alle Liebhaber der Jagd Ignoranten sind; sondern man sagt nur eine durch eine Menge Umstände und Motiven nä-

her

her bestimmte Wahrheit, wie man sich davon hat überzeugen können, wenn man über die Ursachen des Vergnügens, das man in diesem Zeitvertreib findet, mit Aufmerksamkeit nachgedacht hat.

Ein Mensch, der nur die Vergnügen der Sinne liebt, veranlaßt kein günstiges Urtheil von seinem Charakter. Er gibt einen Beweis, daß er unfähig sey, höhere Vergnügen zu schmecken; daß sein Temperament schlecht, seine Erziehung vernachläßigt, und er an eine unglückliche Sinnlichkeit gewöhnt sey. Ein Mensch, der bloß thierische Vergnügen sucht, verliert endlich alles menschliche Gefühl, vergißt endlich seine Pflichten, und läßt seine Talente unbearbeitet. Man will damit nicht sagen, daß Leute vom Verstande und Verdienste nicht bis auf einen gewissen Grad sinnlich seyn dürften; es hat Leute gegeben, welche Tugend und Geschicklichkeit mit den ausgesuchtesten Wollüsten verbinden konnten. Ein mässige Sinnlichkeit zeigt sogar von artigern Sitten, von feinern Empfindungen, welche dem Witze und der Einbildungskraft unentbehrlich sind. Man muß aber die-

se

se Art von Wollüstigen wohl von denen unterscheiden, die sich thierisch einem körperlichen Appetite überlassen, da man die erstern gegen die Vergnügen des Geistes und Herzens eben so empfindlich findet, als gegen die Vergnügen der Sinne. Man wird indeß wenig Beyspiele großer Männer anführen können, denen der Geschmack an der Sinnlichkeit nicht großen Schaden gethan haben sollte.

Diejenigen Personen sind selten, bey denen gar nichts Sinnliches anzutreffen ist. Wenn sie an sinnlichen Vergnügen keinen Geschmack finden, weil ihre Organe fehlerhaft, und nicht im Stande sind, angenehme Eindrücke anzunehmen, so ist ihre Enthaltsamkeit gar kein Verdienst. Unterdessen ist diese gezwungene Enthaltsamkeit doch schon ein großer Vortheil, und eine schwache Gesundheit ist öfters der Weg zur Tugend und zu Talenten. Diejenigen aber, die durch Ueberlegung oder Erfahrung des lebhaften Gefühls der Vergnügungen des Geistes und Herzens, sie dem Kützel der Sinnlichkeit vorziehen, sind zu großen Dingen bestimmt, und werden gewiß die Achtung des Publi-

cums

kums verdienen. Man könnte aus dem Unterschiede dieser Vergnügen auch noch den Unterschied der Charaktere bestimmen: diese Materie aber wäre zu weitläuftig, und ich halte sie auch für bekannt genug.

Man gibt dagegen nicht genug auf die Beweise Achtung, die man aus dem Geschmacke der Menschen an Ergötzlichkeiten, die man Vergnügungen nennt, hernehmen kann; die aber sehr deutlich und gewiß sind, und wegen ihrer Allgemeinheit verdienen untersucht zu werden. Die Menschen können in zwo Klassen getheilt werden, in die, welche diese Ergötzlichkeiten lieben und hochschätzen, und in die, welche gegen dieselben gleichgültig sind, oder sie gar verabscheuen.

Es gibt Personen, welche nicht allein hitzig den Ergötzlichkeiten nachlaufen, sondern sich auch eine Ehre aus dieser übertriebenen Neigung machen. Wenn dieser Geschmack natürlich ist, welches man gar bald gewahr werden kann, so zeigt er entweder einen Mangel an der Leibesbewegung, oder an bessern Zeitvertreibe, oder einen großen Vorrath von Langeweile an. Die Neigung zu

diesen Ergötzlichkeiten zeigt demnach überhaupt an, daß der Verstand nicht gehörig verbessert und die Bewegungen des Herzens nicht in Ordnung sind; sie gibt zugleich eine gewisse Leichtsinnigkeit, eine beständige Unruhe, eine Unmöglichkeit, mit sich selbst umzugehen, und eine große Abhängigkeit von andern zu erkennen. Sie kann zwar mit einem lebhaften Temperamente verbunden seyn, welches zur Erlangung der besten Eigenschaften sehr gut ist, aber wenn es übel angewendet wird, in Unruhe ausartet, und zu einem läppischen Wesen verleitet. Der Charakter dieser Personen ist demnach wie gewisse Werke, die sich immer auf andere beziehen, oder wie eine schöne Stelle in einer schlechten Skarteke. Er ist aus einer Menge Kleinigkeiten zusammengesetzt, die mit wenigen guten Eigenschaften vermischt sind; das Ganze aber hat nichts großes und achtungswerthes an sich.

Man kann auch nicht die gütigste Meynnng von denen haben, die allzuviel Geschmack an den Vergnügungen verrathen, und ohne Unterlaß von Ergötzlich-

keiten reden. Diese Aufführung ist entweder affektirt, oder ein Zeichen eines gänzlichen Mangels am Nachdenken. Wenn man den durchgängigen Trieb der Müßiggänger einer Nation zu den Ergötzlichkeiten sieht, so werden schwache Geister dadurch geblendet, und haben gegen alles eine gewisse Hochachtung, was sie an andern bewundern. Sie ahmen das sklavisch nach, was sie für gute Lebensart halten, und affektiren eine Neigung zu Vergnügungen, ohne sie zu empfinden. Wenn hingegen diese Neigung im Grunde ihres Charakters ligt, oder ihnen zur Gewohnheit geworden ist, so kann man von diesen ewigen Lobrednern der Vergnügungen eben das sagen, was ich von den wahren Liebhabern derselben, welche ihrem Geschmack folgen, ohne sich dessen zu rühmen, schon gesagt habe. Sie bestärken sogar die widrigen Urtheile, weil es eher zu entschuldigen ist, Kindereyen bloß zu lieben, als sich eine Ehre daraus zu machen. Das Thörichtste dieser Lobredner ist noch, daß sie insgemein alles ihrem Geschmacke zu unterwerfen suchen, und daß sie den Abscheu

scheu vor gemeinen Ergötzlichkeiten für einen Beweis einer schlechten Lebensart und eines wesentlichen Fehlers im Charakter halten. Es sind Kinder, welche die Erwachsenen verachten, weil sie nicht, wie sie gern Zuckerwerk essen.

Die Abneigung vor den Ergötzlichkeiten kann zwo Grundursachen haben. Es gibt finstere und melancholische Temperamente, die nicht fähig sind, angenehme Eindrücke zu haben. Das Gefühl eines unglücklichen Körpers macht diesen Temperamenten die Traurigkeit zur Gewohnheit, und alle Ausdrücke einer Freude verhaßt, welche sie gar nicht kennen. Wenn sich mit dieser traurigen Verfassung noch eine starke Einbildungskraft vereinigt, oder ein furchtsames Gewissen, welches den Schöpfer für einen Peiniger seiner Kreaturen ansieht, und daß uns nichts auf dieser Welt vergnügen müsse, als die Sorge für unsern zukünftigen Zustand, so findet ein solcher Mensch weiter an nichts mehr Geschmack, als was ihn in seinen finstern Gedanken unterhält, und alle Ergötzlichkeiten scheinen ihm Verbrechen zu seyn. Die Sek-

tirer und Schwärmer sind daher zu allen Zeiten die größten Feinde der Vergnügungen gewesen, und selbst derer, die so unschuldig sind, daß sie diesen Namen kaum verdienen. Leute von gesundem Verstande können nicht anders, als mit dergleichen unglücklichen Personen Mitleiden haben.

Die zweyte Ursache dieser Abneigung ist von einer andern Klasse. Ein Mensch, der den Geist mit Wissenschaften und Künsten nährt, der beständig die angenehmsten Beschäfftigungen hat, und der die Reize der Tugend kennt, kann sich nicht mehr mit Kleinigkeiten abgeben, die nur das Leere der Müßiggänger ausfüllen. Seine Vergnügungen sind zu lebhaft, als daß er sich zu solchen herunter lassen sollte, die ihre Annehmlichkeit nur der Langenweile, von welcher er gar nichts weis, oder dem Vorurtheile und der Gewohnheit zu danken haben. In diesem Verstande ist die Maxime eines neuern Philosophen wahr, welcher sagt, daß die Abneigung von allem, was den Pöbel belustigt, eine natürliche Folge des Geschmacks an der Tugend sey. Indessen

sen muß man sich nicht durch Leute ohne Empfindung und Gedanken, welche mit dieser Maxime gern ihre schwerfällige Dummheit entschuldigen möchten, hintergehen lassen; sie möchten gern die Weisheit eben so lächerlich machen, als die hypochondrischen Dünste, um selbst für weise gehalten zu werden. Man muß gezeigt haben, daß man erhabenere Vergnügen zu wählen, und sich gegen die Langeweile zu vertheidigen im Stande sey, wenn man die gemeinen Vergnügen verachten, und sich ein Verdienst daraus machen will, ohne für affektirt gehalten zu werden.

Wenn man sich wieder auf die vorgetragenen Ursachen des Vergnügens an so mancherley Ergötzlichkeiten besinnt, und dabey die erfoderliche Behutsamkeit anwendet, so wird man leicht aus der Wahl derselben auf die Beschaffenheit des Charakters schlüßen können, Der Geschmack an Leibesübungen überhaupt zeigt einen starken, oder unruhigen, oder müßigen Menschen an, wie sich etwan dieser Geschmack mit andern bekannten Eigenschaften, mit der Verbesserung des Verstan-

des, oder mit der Unwissenheit vergesellschaftet. Es ist eben so mit der Jagd beschaffen, welche noch etwas rauhes und wildes, und mehr Neigung zu einem falschen Stolze enthält, wenn nicht die Gewohnheit allein dieses eingebildete Vergnügen hervorbringt. Die Neigung zum Tanze ist selten das Merkmal eines starken Temperaments; wenn sie nicht in der Jugend ein Bedürfniß des Körpers ist, so zeigt sie mehr einen unruhigen, leichtsinnigen, verdrüßlichen, wankelmüthigen Geist, und etwas von Coquetterie an. Nicht ohne Ursache verbinden die vernünftigen Nationen etwas Lächerliches mit dieser Leidenschaft, wenn sie sich noch bey Personen von einem gewissen Alter befindet. Der Anstand und die wahre Artigkeit schreiben den verschiedenen Altern auch verschiedene Ergötzlichkeiten vor, und Leute, die schon in die reifern Jahre des Verstandes gekommen sind, machen sich stets lächerlich, wenn sie die Kinderschuhe noch nicht abgelegt haben.

Ein Mensch, welcher die Musik nicht liebt, muß einen Fehler an Gehör

haben,

haben, daß es entweder zu sanften Eindrücken zu hart ist, oder eine Rauhigkeit im Charakter, die ihn gegen fröhliche und angenehme Empfindungen unempfindlich macht. Schon die Alten sahen die Abneigung von der Musik als ein Hinderniß, Tugenden und Talente zu erlangen, an. Der Geschmack an diesem Vergnügen zeigt mancherley an, so wie die Musik selbst von verschiedener Art ist. Es verräth eine gewisse Härte des Charakters und des Gehörs, wenn man die rauhen und scharfen Töne einer kriegerischen oder barbarischen Musik, einer schönen Harmonie vorzieht; nur eine feurige und tändelnde Musik hören wollen, ist ein Zeichen des Leichtsinns und der Unruhe, oder der Unwissenheit im Feinen der Kunst. Die Neigung zur guten Musik aber ist stets ein Merkmal eines feinen Geschmacks, der Empfindlichkeit gegen das Schöne, und folglich auch öfters gefälliger Sitten und eines angenehmen Charakters.

Die Neigung zu den Schauspielen zeigt lobenswürdige oder auch fehlerhafte Eigenschaften an, nachdem die Wahl

dieser Schauspiele beschaffen ist. Nachdem sie entweder grausam, abgeschmackt, plump oder fein sind; nachdem sie eine Art von Leidenschaften schmeicheln, oder den Geist und das Herz interessiren, zeigt ihre Wahl auch in dem Charakter desjenigen, der sie liebt, Eigenschaften an, die mit diesen Ergötzlichkeiten überein kommen. Für den unwissenden, kleinen Leidenschaften ergebenen Pöbel ist alles ein Schauspiel. Ein Mensch, für den ein jedes Schauspiel gut genug ist, und der daraus das Hauptgeschäffte seines Lebens macht, ist gewiß ein unruhiger und müßiger Mensch. Derjenige, der an sonderbaren Gefechten, an der Wuth der Thiere gegen einander Vergnügen findet, macht sich der Unmenschlichkeit und Wildheit verdächtig, und der, welcher sich gern selbst zum Schauspiele macht, ist ein eitler und falscher Ehre geiziger Mensch. Das mit Ueberlegung genossene Vergnügen des Theaters ist es allein, woraus man auf schätzbare Eigenschaften des Verstandes und Herzens schlüßen kann.

So

So viel Nachsicht man auch gegen den Geschmack gewisser Personen haben, und so sehr man auch die Sitten der Zeit entschuldigen wollte, so ist es dem ungeachtet doch nicht möglich, ein günstiges Vorurtheil für die Leidenschaft zum Spielen zu finden. Es ist hier nicht die Rede von solchen Personen, die nichts weiter thun können, als daß sie sich nach wichtigen Geschäfften durch ein mäßiges Spiel wieder erholen, als durch einen kleinen Zeitvertreib, der zu allen Stunden angenehm ist, oder daß sie aus überflüßiger Gefälligkeit gegen andere, sich dabey ein wenig die Zeit lang werden lassen. Unter den Liebhabern des Spiels aber, in sofern es Spiel ist, findet man nur unruhige, müßige Leute, die sich ganz dem Eigennutze und dem Hazard überlassen. Bey diesen Charakteren wird man nichts finden, was Hochachtung verdiente, besonders wenn dieser Geschmack in Raserey ausartet, und alles andere verschlingt, wie es nur allzu oft zu geschehen pflegt. Wenn die Eitelkeit und das Vorurtheil dazu kommen, um die Leidenschaft des Spielens zu verstärken,

so ist dieß ein Beweis von der Schwäche des Geistes und des Verstandes, welche den Menschen durch jeden Sturm des Irrthums und des Vorurtheils fortreissen läßt. Was diese Leidenschaft noch einigermaßen entschuldigen könnte ist, daß es den Müßiggängern die unerträgliche Last der Zeit einigermaßen vom Halse schafft, welche ihnen so beschwerlich ist, daß sie das Erste das Beste ergreifen, um sie los zu werden, und der Einförmigkeit ihrer kümmerlichen Existenz eine Veränderung zu geben.

Man wird sich von der Richtigkeit dieser Anzeichen um soviel mehr überzeugen, wenn man die Gründe der Wahl der Vergnügen und Ergötzlichkeiten bey verschiedenen Nationen untersucht. Man wird finden, daß sie stets dem ursprünglichen Charakter einer Nation gemäß sind, oder daß die Regierungsform, die Religion und die Sitten darein einen Einfluß haben; man wird finden, daß die Vergnügen sich nach den Einsichten verändern, und daß ein Volk in einem Jahrhunderte dasjenige verachten müsse, was es im andern hochgeschätzt hatte.

Die barbarischen und unwissenden Nationen kennen nur die sinnlichen Vergnügungen, und ihr Geschmack an denselben wird um soviel lebhafter seyn, wenn ihr Temperament sehr empfindlich ist. Die Einwohner der heißen Himmelsstriche, deren Organe die leichtesten Eindrücke annehmen, suchen ihre ganze Glückseligkeit bloß in dem, was ihre Sinne befriedigt. Ihre Religion ist insgemein sinnlich, wenn sie eine haben, und ihre allzu große Freyheit, die ihnen entweder alles gestattet, oder ihre Sklaverey, die sie dumm macht, tragen auch noch dazu bey, sie gegen alles gleichgültig zu machen, ausgenommen was ihren thierischen Appetit stillt. Unter den gesittetern Nationen des Orients vermehrt der Despotismus, welcher der Dummheit so günstig ist, und alle Leidenschaften in Ketten wirft, die Stärke derjenigen, welche noch frey bleibt, die Stärke der Sinnlichkeit. Die unglücklichsten Sklaven halten sich wegen der verlornen Rechte der Menschheit, durch den Genuß des einzigen Guts schadlos, das ihnen kein Tyran nehmen kann. In den Serails, in die-

diesen Häusern der Knechtschaft, sind die Frauenzimmer, denen es an Erziehung, an Einsichten und Gesellschaft fehlt, bis zum Erstaunen sinnlich.

Nur eine erleuchtete, gesellschaftliche und unter einer gelinden Regierung lebende Nation kann sich den Vergnügen des Geistes und Herzens überlassen. Die schönen Jahrhunderte, die dem menschlichen Geschlechte Ehre machen, sind daher auch durch einen stuffenweisen Anwachs der Wissenschaften vorbereitet, und bey Nationen gefunden worden, die sich in diesen glücklichen Umständen befanden. Der übrige Theil genießt mehr oder weniger von diesen Vergnügungen, nachdem die Einsichten, und das gesittete Wesen auf dem Erdboden ausgebreitet sind. Ihr Reiz ist indessen so stark, daß selbst Wilde und Barbaren, denen es an den nöthigsten Künsten fehlt, wenigstens gegen die Reize der Poesie nicht unempfindlich sind, und wenn sie die Kenntnisse der höhern Künste und Wissenschaften nicht erreichen können, so empfinden sie wenigstens die Gemälde der Schönheiten der Natur und der Leidenschaften mit Entzücken.

In

In Ansehung der Ergötzlichkeiten, die man Vergnügen nennt, kann man überhaupt merken, daß sie ihren Sitz in gemäßigten Regierungen haben, wo das Gefühl der Freyheit und eines gewissen Ueberflusses Freude erregt, und zum Genuß einer Muße antreibt, welche die Frucht der Ungleichheit der Glücksgüter ist. Der Despotismus, und der republikanische Geist, verbannen sie fast auf gleiche Weise von einer Nation, die ihrem Charakter nach sie sonst gern annehmen würde. Die Furcht unterdrückt die Eitelkeit, sondert von der Gesellschaft ab, und flößt ein melancholisches Wesen ein: folglich kann keine von den Ursachen, welche das Vergnügen ausmachen, in despotischen Regierungen Statt finden. Die Seelen der Sklaven sind solchen Feldern gleich, auf denen man nichts als eine allgemeine Unfruchtbarkeit antrifft. Nach dem Maße, als die willkührliche Gewalt zunimmt, nimmt der allgemeine Ueberfluß ab; die Munterkeit des Volks verschwindet, und die schmerzhafte Empfindung des Elends macht dasselbe gegen alle Ergötzlichkeiten unempfindlich.

In den kleinen Republiken hingegen steht die Sorge für die Erhaltung eines schwachen Staats allem im Wege, was den geringsten Schein des Luxus hat, und man fürchtet sich allemal vor den Unkösten der Ergötzlichkeiten. Außerdem haben auch die Eigenschaften, die einen guten Republikaner machen, etwas hartes und strenges an sich, welches die angenehmen Empfindungen in etwas schwächt. Die Policeyaufsicht, wenn sie mit allzugroßer Strenge betrieben wird, verhindert gleichfalls die Unterthanen, Ergötzlichkeiten zu genießen, die sogleich für Unordnungen angesehen werden. Wenn man noch die Religion dazu nimmt, und sie mit übertriebner Strenge erklärt, so werden selbst die Kinderspiele für Verbrechen, und bloß verächtliche Ergötzungen für Missethaten angesehen werden.

Die Neigung zu den Leibesübungen findet sich insgemein nur bey den starken, plumpen, barbarischen oder kriegerischen Völkern. Die Wilden, zu Strapazen abgehärtet, ohne Beschäfftigungen, wozu Verstand erfodert wird, und stets im Kriege mit ihren Nachbarn, lieben hef-

tige

tige Bewegungen, und machen aus der Stärke und Behendigkeit des Körpers ihr größtes Verdienst. Die alten deutschen Völker, eine andere Art von Wilden, die sich in ähnlichen Umständen befanden, hatten eben diesen Geschmack, und die heutigen Einwohner der mitternächtigen Gegenden, ob sie gleich weit gesitteter sind, haben noch mehr Neigung zu den Uebungen des Leibes, als die mittägigen Völker, welche wegen ihrer zartern Leibesbeschaffenheit nicht gleiche Bedürfnisse haben. Alle tartarische Nationen, sowohl der vergangenen als gegenwärtigen Zeit, haben sich gewöhnt, beständig zu reiten, so, daß sie gar nicht mehr zu Fuße fortkommen können. In den mittlern Jahrhunderten machten die beschwerlichsten und gefährlichsten Uebungen das Vergnügen der Vornehmsten unter den europäischen Nationen aus.

Es könnte scheinen, als ob die Griechen und Römer, gesittete und geistreiche Völker, und dennoch den Leibesübungen sehr ergeben, eine Ausnahme von dieser Regel machten. Unterdessen sind die Ursachen ihres Geschmacks, wenn

man

man sie wohl untersucht, schon unter der allgemeinen Ursache mitbegriffen. Alle Nationen waren anfänglich wilde, und da sie nun nach und nach gesitteter wurden, behielten sie alle, theils mehr, theils weniger von ihrem alten Zustande etwas an sich. In diesem Falle befanden sich die beyden erwähnten Völker, bey welchen die Leibesübungen einen beträchtlichen Theil der Sitten ausmachten. Diese Wirkung war um so viel sicherer, da die Umstände der kleinen Republiken, welche stets etwas miteinander auszumachen hatten, ihnen die kriegerischen Talente unumgänglich nothwendig machten. Diese Reste der Wildheit, und die Uneinigkeiten der gothischen Regierungsformen, waren ebenfalls die vornehmste Ursache der Liebe, die unsere Vorfahren zu den Leibesübungen trugen, als welche eine Aehnlichkeit mit dem Kriege hatten, aber dabey von einigem Nutzen waren.

Des Geschmacks dieser beyden Völker an den Leibesübungen ungeachtet, waren sie doch der Jagd sehr wenig ergeben. Tacitus führt es als einen Be-

weis

weis der Barbaren der Parther an, daß sie einen ihrer Könige haßten, welcher während seines Aufenthalts zu Rom, die Neigung zur Jagd verloren hatte. Wenn es in Griechenland und zu Rom Personen gab, welche diese Uebungen liebten, so war es etwas seltenes, und man konnte die Sitten der ganzen Nation nicht darnach beurtheilen. Da wir kein gesittetes Volk kennen, welches beständig einen Geschmack an dieser Uebung gehabt, und ein Nationalvergnügen daraus gemacht hätte, ausgenommen die europäischen Völker, so bestärkt uns diese Bemerkung in der Meynung, daß der erbliche Adel viel zur Erhaltung und Fortpflanzung des Geschmacks an der Jagd beygetragen habe; und diese Meynung ist um soviel wahrscheinlicher, da die Tartarn, die ähnlichen Adel haben, nach uns die größten Liebhaber der Jagd sind.

Für die Wilden ist die Jagd eine Kunst, ein Mittel, ihren Unterhalt zu gewinnen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Völker, die in ungeheuern Wüsteneyen herum irren, und von allen entblößt sind, an einer Beschäfftigung

Vergnügen finden, welche ihre Langeweile vertreibt, und das einizige Mittel wider den Hunger und die Dürftigkeit ist. Die Wilden der heißen Gegenden, wo das Clima mit wenigerer Mühe die Früchte hervorbringt, die ihnen nöthig sind, finden nicht soviel Vergnügen an der Jagd; und wenn sie einmal in den Wäldern herum schwärmen, so ist es nur auf kurze Zeit, und um sich von der Last des Müßigganges zu befreyen. Die Tartarn sind aus einem andern Grunde Jäger; sie machen sich dadurch zu ihren Kriegen geschickt, und gewöhnen sich an eine harte Lebensart. Die berüchtigten Jagden der Nachfolger des Ginghis-Kan waren eigentlich nur Winterläger um die Truppen im Athem zu erhalten, und sie zu Beschwerlichkeiten abzuhärten.

Der Tanz ward bey den Griechen und Römern nicht geachtet; er war vielmehr ein Schauspiel, und ein Theil einer mit Festen angefüllten Religion, als ein Nationalvergnügen. Die Männer, die stets beschäfftigt waren, oder lebhaftere Vergnügen kannten, hatten Mittel genug, ihren Verdruß zu zerstreuen, oder

sich

sich zu erholen, ohne sich aufs neue müde zu machen; die Weiber, die in ihren Häusern eingesperrt lebten, hatten nicht nöthig, die kleinen Leidenschaften zu befriedigen, welche das größte Vergnügen bey dieser Uebung ausmachen; und wenn sie mehr Geschmack am Tanzen zeigten, als die Männer, so geschah es aus eben dem Grunde, aus welchem die Weiber einer gewissen Nation, wenn sie auf dem Lande von den Männern entfernt sind, mit ihren Bedienten tanzen. Der Stolz der Alten würde außerdem beleidigt worden seyn, wenn sie sich selbst zum Schauspiele hätten geben sollen; sie hatten Leute, die dazu gehalten wurden, daß sie die Zuschauer belustigen mußten, und die Verachtung, die mit dieser Profeßion verknüpft war, erlaubte ehrbaren Leuten nicht, etwas mit den Komödianten gemein zu haben. Unter den gesitteten Nationen des Orients macht die natürliche Ernsthaftigkeit der Mannspersonen, und die Einsperrung der Frauenzimmer, daß man unmöglich an dieser Uebung Geschmack finden kann; der Tanz ist daselbst entweder ein bloßes Schauspiel, welches ge-

gedungene Personen geben, oder eine gottesdienstliche Handlung.

Die Wilden hingegen lieben den Tanz gar sehr, sowohl als eine Uebung, als auch ein Mittel, die Zeit zu vertreiben. Da diejenigen, welche in heißen Ländern wohnen, gegen alles, was die Sinne rührt, empfindlicher sind, da sie mehr Zeit und weniger Gelegenheit zur Jagd haben, so sind sie auch dem Tanze mehr ergeben, als die Wilden in den nordlichen Gegenden. Indessen richtet sich ihr Tanz nach ihrem Temperamente, und bey trägen Nationen ist Tanzen nichts anders, als abgemessene Verdrehungen machen, oder ven Körper ein wenig nach der Cadenz bewegen. Dieser Geschmack ist so allgemein, daß, wenn man auf die vergangenen und gegenwärtigen Veränderungen des menschlichen Geschlechts Achtung gibt, man in die Versuchung geräth, es zur Maxime zu machen: daß die Neigung zum Tanze bey den Völkern entweder mit ihrer gegenwärtigen oder vormahligen Barbarey, oder mit den mehr oder weniger plumpen Sitten der verschiedenen Klassen,

wor-

woraus eine Nation besteht, im Vergnügen, tanzen zu sehen, läuft mit dem, einem Schauspiele zuzusehen, auf eins hinaus.

Alle Völker hören gern harmonische Klänge, und der Unterschied zwischen den ärgsten Wilden und den gesittesten Nationen, besteht nur in der Wahl der Arten von Musik. Die unwissenden Barbarn begnügen sich mit einer rauhen und eingeschränkten Harmonie, da hingegen die erleuchteten Nationen harmonienreichere und angenehmere Compositionen und vollkommenere Instrumente erfodern. Die Einwohner der Mittagsländer, welche lebhaftere Empfindungen haben, und mehr Zeit zu ihren Ergötzlichkeiten anwenden können, sind allem, was der Harmonie ähnlich ist, sehr ergeben. Die alten und neuern Reisebeschreibungen merken an, daß die afrikanischen Küsten von einer beständigen Musik erschallen. Dieses Vergnügen ist demnach eins von den allgemeinsten, von den natürlichsten, und einem Menschen am anständigsten, weil es in derjenigen Munterkeit erhält, die zu seinem Vergnügen so nothwendig ist.

Das Vergnügen der Schauspiele ist fast eben so allgemein, obgleich gewisse Einschränkungen in Ansehung des Theaters dabey sind. Ueberhaupt belustigen sich alle Nationen mit Schauspielen. Die Wilden wenden den größten Theil der Zeit, da sie nicht wider Hunger und Elend zu kämpfen haben, zu Festen an, und die barbarischten Völker haben ihre Religions- und bürgerlichen Cerimonien. Selbst die melancholischen Sklaven der despotischen Länder trösten sich über ihre traurige Situation, wenn sie die Pracht desjenigen, der sie unterdrückt, und die Kleinigkeiten sehen, deren sie noch genießen dürfen. Hauptsächlich aber ist es in den Republiken, wo das Volk es wagt, sich seinen Leidenschaften zu überlassen, und wo sich der Geschmack der Menschen an den Schauspielen in seiner ganzen Stärke zeigt. Man weis, daß nie eine Nation mehr für dieselben eingenommen gewesen, als die Griechen und Römer.

Die Art der Schauspiele aber ist stets nach dem Bedürfnisse gewählt worden. Die Griechen liebten die Kämpfe und Fechterspiele, als in ihren Republiken

ken noch die Neigung zum Kriege herrschte. Die Römer, deren Charakter noch mehr Wildheit an sich hatte, sahen mit Vergnügen Blut bey diesen Fechterkämpfen vergießen. In den mittlern Zeiten, die Barbarey den Geist erstickt, und alle heftigen Leibesübungen in Aufnahme gebracht hatte, bestanden die Schauspiele in Kämpfen und Turnieren; die Theaterstücke waren unförmlich, und nach der Unwissenheit der Zuschauer eingerichtet. Kurz, der gute Geschmack des Theaters hat nur bey einer artigen und geistreichen Nation aufkommen können. Es ist daher ein wohleingerichtetes Theater stets das Kennzeichen einer erleuchteten Nation gewesen, so wie es noch das anständigste Vergnügen der vornehmsten Klasse eines solchen Volks ist. Man wird stets von der Beschaffenheit des Theaters einer Nation mit Zuverläßigkeit auf ihre Sitten und Einsichten schlüßen können.

Die Griechen und die Römer machten sich nichts aus dem Spielen; man dachte sich bey dem Namen eines Spielers stets einen lüderlichen und ungesitteten Menschen. Ihre Spiele waren

in der That bloße Hazardspiele, denn die sinnreichen Spiele sind später, und von den einsamen Einwohnern der Morgenländer erfunden worden. Unterdessen scheint das eingezogene Leben der Frauenzimmer, und zum Theil auch der Abscheu dieser großmüthigen Nationen vor aller Gewinnsucht, die vornehmste Ursache ihrer Verachtung gegen das Spiel zu seyn. Die Japoneser, eine den Alten an Stolz und Kühnheit ähnliche Nation verachten das Spielen, als einen niederträchtigen und schmutzigen Handel. In den Morgenländern, wo die Männer von den Weibern abgesondert leben, spielt man entweder gar nicht, oder nachdenkliche Spiele, um die Einsamkeit einigermaßen zu beleben. Die weniger gesitteten Völker, die sich auf Leibesübungen legen, sind diesem Vergnügen insgemein wenig ergeben.

Wenn eine Ausnahme in Ansehung des Geschmacks der Wilden und Barbarn am Spiele Statt findet, so ist sie wegen der Einwohner der weitläuftigen deutschen Länder zu machen. Dem Urtheile des Tacitus zu Folge waren diese Völker so

für

für das Spielen eingenommen, daß, wenn sie nichts mehr hatten, sie ohne Bedenken ihre Freyheit aufs Spiel setzten. Es ist wahrscheinlich, daß Männer, die an die Gefahren und Unbequemlichkeiten eines beständigen Krieges gewöhnt, und um ihren leicht zu findenden Unterhalt wenig besorgt sind, leicht eine Neigung zum Hazard gewinnen können. Es ist nicht weniger wahrscheinlich, daß die neuern Nationen diese Leidenschaft von den ältern deutschen Nationen geerbt haben.

Wir sind Zeugen von einer Begebenheit, welche diese Meynung bestättigt, und die sich nur zu unsern Tagen zugetragen hat. Nie hat sich der Geschmack an einer Ergötzlichkeit, die an und für sich sehr gleichgültig ist, so sehr einer Nation bemächtigt, daß sie ein wesentliches Stück ihrer Sitten ausgemacht hätte. Das Spielen indeß hat bey uns diese Herrschaft erreicht, und unsere Lebensart despotisch darnach eingerichtet. Man sagt, der Wohlstand, die Artigkeit und die Menschenliebe erfoderten, daß man zum Vergnügen der andern beytrage, und

folglich beym Spielen gähne, wenn man von der Natur nicht die Gabe erhalten hat, nach der Mode zu seyn. Weil man, die Melancholie eines Königs in Frankreich zu vertreiben, die Karten erfand, so muß nun alles sich damit die Zeit vertreiben, und dieser Zeitvertreib muß nothwendig ein Vergnügen seyn. Man hält es für eine schlechte Erziehung, und für einen Mangel der Lebensart, wenn ein Mensch nicht spielen kann, und viele Personen überwinden ihren natürlichen Abscheu, um nicht für schlechte Gesellschafter gehalten zu werden. Es folgt daraus, daß man nach und nach die stärkste Fertigkeit erlangt, daß man unvermerkt das wichtigste Geschäffte des Lebens, und die einzige Beschäfftigung daraus macht: eine Methode, die dem Wachsthume der Tugend und der Talente sehr vortheilhaft ist! Wenn man besonders auf die Aufführung des weiblichen Geschlechts Achtung gibt, so wird man wohl schwerlich noch etwas von der Wirkung der Einbildungskraft der Mutter auf die Bildung der Frucht glauben können. Wenn diese Wirkung wahr wäre,

so

so würde die ganze gegenwärtige Generation dem Carreau-Könige und der Pique-Dame ähnlich seyn.

Nichts ist indessen beschwerlicher, und der wahren Artigkeit mehr entgegen, als die Verwandlung eines abgeschmackten Vergnügens, und das nicht für alle gleich angenehm ist, in eine gesellschaftliche Tugend. Man zwingt sich einander zu gefallen, man verläugnet seinen Geschmack, und verliert endlich das Gefühl der natürlichen Vergnügen. Was kann mehr dem Freyen und Ungezwungenen der Sitten und Manieren, womit wir so viel Rühmens machen, entgegen seyn, als der Zwang beym Spiele? Mit welchem Vergnügen wird man nicht eine Gesellschaft suchen, wenn man versichert ist, daß man einem sogleich bey dem Eintritte mit der Karte entgegen gelaufen kömmt? Die Spieler sollten sich nur unter einander versammeln, und niemanden weiter zwingen, ihr Nachahmer zu werden.

Der Grund dieser Gewohnheiten ist leicht einzusehen. Seitdem das weibliche Geschlecht sich mehr in Gesellschaften befindet, glauben wir selbst gesell-

schaft-

schaftlicher geworden zu seyn. Wir wollen es sogar seyn, es koste was es wolle, und wir sind überzeugt, daß wir diese liebenswürdige Eigenschaft enthalten haben, wenn wir einander ansehen, oder einige Worte mit einander reden, die nichts zu bedeuten haben. Aber was für eine Gesellschaft ist jene Versammlung von Leuten, die, nachdem sie ihre Langeweile aus einem Hause ins andere getragen haben, einander gähnen zu machen, und ohne die geringste Freundschaft unter sich zu haben, nicht wissen, was sie einander sagen sollen, und daher eine traurige Zuflucht zur Verläumdung nehmen müssen? Indessen muß man doch einander besuchen, und dabey ganz ohne Bewegung und stille zu seyn, würde dem guten Tone entgegen, und der Lebensart des Pöbels zu ähnlich seyn. Das Spielen wird demnach zu Hülfe gerufen: man spielt, man wiederholt öfters einige Redeformuln, man hat folglich eine Rolle zu spielen, und man bedeutet etwas in der Gesellschaft. Der falsche Begriff von der Geselligkeit, und die Unfähigkeit gemeiner Leute, diese Tugend zu erlangen,

nöthigt die andern Menschen, die zu etwas bessern gemacht wären, ihre Zeit ohne Vergnügen und ohne Nutzen zu verlieren.

Die Ergötzlichkeiten sind in der That kein zu geringer Gegenstand für die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers. Ihr Einfluß auf den Charakter und die Sitten eines Volks, gibt ihnen eine Wichtigkeit und Nutzbarkeit, welche es gar wohl der Mühe werth machen, daß man sie gut zu wählen sucht. Es würde nicht immer klug gehandelt seyn, wenn man durch strenge und ausdrückliche Gesetze die natürliche Freyheit des Menschen einschränken wollte. Da aber die Sitten wiederum auf die Wahl der Vergnügungen einen Einfluß haben, so wird man eben den Zweck auf eine bequemere Weise erhalten, wenn man sich einer Veränderung der Sitten, um die Ergötzlichkeiten zu ändern, oder einer Begünstigung gewisser Ergötzlichkeiten bedient, um die nöthigen Sitten einzuführen.

Es ist eine sehr sonderbare Aufführung vieler Staatsverwalter, daß sie die unschuldigsten Ergötzlichkeiten verbieten, und

dagegen allerhand Laster zulassen, die doch der Gesundheit des Volks Schaden thun, bloß weil sie unter der Nation zur Gewohnheit geworden sind. Ein so offenbarer Widerspruch kann keinen andern Grund haben, als eine unzeitige Strenge, und die Sorge für die Reinigkeit einiger willkührlichen Tugenden. Nichts ist indeß den Grundsätzen der guten Politik mehr entgegen, als das Verbot solcher Ergötzlichkeiten, welche Freude einflößen. Die Ernsthaftigkeit und Entsagung aller Vergnügen, breiten in einer Nation ein gewisses ängstliches Wesen aus, das leicht zur Melancholie wird. Die traurigen und finstern Köpfe sind insgemein unruhig und grausam; und ein Land, das mit Einwohnern von solchem Charakter angefüllt ist, gleicht einem Meere, das beständig von Stürmen beunruhigt wird. Unter allen moralischen Eigenschaften hingegen ist keine, welche mehr zum Glück und zur allgemeinen Ruhe beytrage, als eine Munterkeit, welche bey den Verständigen einer Nation durch reelle Vergnügen, und bey dem gemeinen Volke durch Ergötzungen

unterhalten wird. Man läßt der Weisheit einer Verordnung Jakobs I, Königs in England, nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren. Da dieser Prinz sahe, wie der größte Theil der Nation von einer schwärmerischen Melancholie geplagt ward, welche sich besonders in einer allzu abergläubischen Beobachtung des Sabbaths, und durch eine bigotte Enthaltung von allem Vergnügen zeigte, gab er einen Befehl, daß seine Unterthanen sich eine Lust machen, und darzu den Sonntag wählen sollten. Wenn diese Verordnung des Vaters beobachtet worden wäre, vielleicht hätte sein Sohn den Kopf behalten, und England wäre wenigstens nicht von so gewaltigen Stößen erschüttert worden.

In despotischen und kriegerischen Regierungen sieht man aus einem andern Grunde auf Ergötzlichkeiten. Elend und Sklaverey machen öfters die Sklaven selbst müde, und ziehen eine der Sicherheit der Tyrannen gefährliche Ungeduld nach sich. Um diese Unruhen des Volks zu stillen, und um ihnen die Last erträglich zu machen, belustigt man es mit Vergnügungen.

gen.

gen. Wenn ein Kind weint, so gibt man ihm etwas zu spielen. Das war die Politik der römischen Kaiser, welche den unruhigen Pöbel einzuschläfern wußten, wenn sie ihm Brodt und Schauspiele gaben. Wenn die Einwohner zu Constantinopel ein Mißvergnügen merken lassen, so kömmt man ihnen mit allerhand Gastereyen und Festen in die Quere.

Die wahren Vergnügen sind der Gewalt der Regenten eigentlich zwar nicht unterworfen; er kann sie aber seinen Unterthanen verschaffen, und folglich ihr Glück vermehren, indem er die Künste und die Wissenschaften unter ihnen beschützt. Diese Vergnügungen versichern zugleich dem Staate seine Ruhe, indem sie die Sitten fein, die Seele heiter machen, und den Eckel vertreiben. Die Feinde der Wissenschaften mögen sagen, was sie wollen, so sollten diese Ursachen doch alle Regenten bewegen, sich zu bemühen, das Volk verständiger zu machen, ohne die Wirkungen eines Verderbens zu fürchten, welches oft die Wissenschaften begleitet, aber keinesweges die Folge davon ist. Die Japaner haben

ben Muth, Tugend, Armuth und Wissenschaften beysammen; sie haben wenig Geld, und keinen auswärtigen Handel.

Eine kriegerische Regierung hat nöthig auf Leibesübungen zu sehen. Man wird den Zweck erreichen, wenn man Achtung und Belohnungen demjenigen wiederfahren läßt, der sich durch seine Stärke und Geschicklichkeit in diesen Uebungen, welche etwas ähnliches mit dem Kriege haben, oder den Körper abhärten, vor andern hervor thut. Obgleich die Neigung der Griechen zu Kämpfen, nach der Zeit in Spielwerke ausartete, so scheint doch ihre erste Absicht gewesen zu seyn, diese Uebungen zu Kämpfen zu gebrauchen, wo die Stärke und die Geschicklichkeit den Sieg entscheiden.

Man kann der Jagd diesen Nutzen nicht einräumen, da sie mit dem Kriege keine, oder eine sehr entfernte Aehnlichkeit hat; und es ist schwer, einen Grund zu finden, der einen Regenten bewegen sollte, diese Uebung durch sein Beyspiel, oder durch Gesetze zu ermuntern. Wenn dieser Geschmack sich eines Volks bemächtigt, so verleitet er dasselbe zum Müs-

Bayerische Staatsbibliothek München

ßiggange, und wenn er den Großen nur anklebt, so verursacht er eine der Sittsamkeit, den Talenten und den Pflichten der Gesellschaft gleich schädliche Zerstreuung. Die Klugheit räth demnach vielmehr, diesen Geschmack zu mäßigen, und ihn auf nützlichere Gegenstände zu wenden.

Den Tanz hingegen ist einer von den gleichgültigsten Gegenständen, und verdient weder befohlen noch verboten zu werden. Er ist entweder ein Theil der Schauspiele, oder kann als ein der Jugend und dem gemeinen Volke anständiges Vergnügen angesehen werden, wenn sie darüber nur nicht nöthigere Geschäffte versäumen. Die Wahl dieses Vergnügens ist eine von den moralischen Kleinigkeiten, welche Privatpersonen zwar wohl überlegen mögen, die aber für die Aufsicht der Obrigkeit zu gering sind.

Weil die Musik eines von den natürlichsten Vergnügen ist, und, außer dem Einflusse auf die Sitten, einer Nation, die zur Güte des Charakters und zur Ruhe des Staats nöthige Fröhlichkeit gibt, so verdient sie auf alle Weise, daß ein Gesetzgeber sie unterstütze. Er

thut,

Bayerische Staatsbibliothek München

thut dieses, wenn er selbst Geschmack daran findet, und die großen Meister in dieser Kunst hochschätzt und belohnt.

Vornämlich aber sind es die aus verschiedenen Belustigungen zusammgesetzten Schauspiele, welche die Aufmerksamkeit des Regenten verdienen, und unter diesen verdient das Theater mit Recht den ersten Platz. Man gibt vermittelst derselben dem Volke die verlangten Eindrücke, und untergräbt nach und nach den Grund der Sitten, welche einer Aenderung bedürfen. Wenn man über die Gewalt der Schauspiele in Erregung der Leidenschaften überhaupt nachgedacht hat, so wird man sich leicht überzeugen, daß ein wohleingerichtetes Theater eine beständige Lection der Tugend, und ein großes Hülfsmittel, das Volk zu regieren, seyn könne.

Es ist unmöglich, zu rathen, daß ein Regent dem Spiele den geringsten Schutz angedeihen lasse. Man mag dieses Vergnügen ansehen, wie man will, so wird man nichts, weder zum gemeinen noch zum Privatnutzen daran finden, dagegen fallen die Unbequemlichkeiten, die eine natürliche Folge davon sind,

sehr deutlich ins Auge. Eine Nation, die das Spiel als eine wichtige Sache ansieht, gewöhnt sich so stark an das Gefühl kleiner Leidenschaften, daß sie gegen die großen unempfindlich, und unfähig wird, die Süßigkeit der gesellschaftlichen Tugenden zu schmecken. Der Eigennutz setzt sich besonders durch tägliches Spielen so fest, daß endlich die Habsucht zum herrschenden Laster wird. Der Geiz und der Hazard wagen alles aufs Spiel, und wenn man darüber arm geworden ist, so ist kein Mittel zu niedrig, das man nicht ergreift, um sich wieder zu helfen. Diese Verarmung, oder auch nur die Furcht, dararein zu gerathen, werden die Quelle zu tausend Fehlern des Charakters seyn. Ein Theil der Nation, der Tag vor Tag wider den andern spielt, sieht seine Mitbürger als eine Art von Feinden an; die Bande der Gesellschaft verschwinden. Für reiche und uneigennützige Leute ist das Spielen eine beständige Zerstreuung, welche sie verhindert, bessere Eigenschaften zu erlangen, wodurch sie glücklich und dem gemeinen Wesen nützlich seyn

könn-

könnten. Wie ist es möglich, den Geist und das Herz zu bilden, wenn man seine Zeit nur mit den Karten zubringt? Es wäre zu wünschen, daß die Großen, anstatt durch ihr Exempel ein so gefährliches Vergnügen zu unterstützen, durch die Wahl edlerer Vergnügen das Ihrige beytragen möchten, unsere Sitten von einer so ansteckenden Seuche zu reinigen. Die strengsten Verbote werden zu leicht verachtet; man muß die Sitten verbessern, um die bösartige Materie, welche die Krankheit des Spiels erzeugt, wieder gutartig zu machen.

Wenn der Gesetzgeber die Vergnügen und Ergötzungen nur gegen den Nutzen des gemeinen Wesens beurtheilt, so muß jeder Mensch sie nach seiner eigenen Wohlfahrt beurtheilen. Eine starke und beständige Application zur Arbeit, erschöpft die Kräfte des Körpers und des Geistes, schwächt die Gesundheit, und verdirbt den Humor. Um denen durch eine beständige Spannung schlaff gemachten Fibern ihre Kraft wieder zu geben, muß man sie durch angenehme und von den vorigen unterschiedene Eindrücke wieder

aufziehen. Das Vergnügen ist demnach dem Menschen nothwendig. Aus diesem Grunde tadelt der Ritter Temple die Staatsminister, die, an ihre schweren Geschäffte gebunden, sich alle Vergnügungen als einen Zeitverlust versagen, und nicht bedenken, daß diese große Anspannung des Geistes sie in kurzer Zeit zu ihrer gewöhnlichen Arbeit untüchtig machen werde, da indeß eine kleine Abwechselung in ihren Beschäfftigungen ihnen eine neue Stärke würde gegeben haben. Ein Mensch, der allem Vergnügen entsagt, handelt wider die Pflichten, die er gegen sich und die Gesellschaft zu beobachten hat. Wenn er zu gallsüchtig ist, so wird diese Entsagung die unglückliche Melancholie noch mehr vermehren, die den Talenten und der Tugend so entgegen ist; wenn er es aus allzu großem Eifer für sein Amt und sein Glück thut, so wird er sich endlich außer Stand setzen, für das eine und das andere zu sorgen.

Nichts gleicht dem Glücke desjenigen, der seine Beschäfftigungen in Vergnügen verwandeln kann. Es ist möglich, es dahin zu bringen, weil der Ueber-

bergang von einer Arbeit zur andern, eine Art von Ausruhung ist, und alle abwechselnde Geschäffte sich in wirkliche Vergnügen verwandeln. Obgleich die Zahl privilegirter Seelen klein ist, die sich an einem so ernsthaften Vergnügen ergötzen könnten, und da die meisten Menschen immer etwas lebhgfteres haben wollen, so ist es doch sehr leicht möglich, angenehme Geschäffte mit denen zu vermischen, welche viel Aufmerksamkeit erfodern, und durch ihre Ernsthaftigkeit eine gewisse Traurigkeit bey sich führen. Man bekömmt dadurch neue Kräfte zu den folgenden Geschäfften, und diese Folge der Beschäfftigungen ist wieder ein Vergnügen.

Da die Vergnügen nothwendig sind, so kömmt es nun nur auf ihre Wahl an. Es scheint anfänglich, daß ein jeder diejenigen wählen werde, die seinem Charakter und Neigungen die gemäßesten sind. Da aber die Gewohnheit in diesem Stück einen so großen Einfluß auf den Charakter hat, so wird eine kluge Wahl zu einer sehr wichtigen Sache, um das Glück eines ganzen Lebens auf festen

Fuß zu setzen. Man hat es nicht genug überlegt, wenn man sagt, daß man die Vergnügungen nur berühren müsse, um sie zu schmecken, und daß man sie schwäche, wenn man sich in dieselben vertiefet. Die Beobachtung dieser Maxime kann zu einer Quelle eines immerwährenden Verdrusses werden, weil sie sehr geschickt ist, uns in den Abgrund des Leeren zu stürzen, wo die Seele alle Gegenstände mit einer ekelnden Geschwindigkeit durchläuft, nirgends Ruhe findet, und mit allem unzufrieden ist. Wenn man ein wenig auf das Achtung gibt, was wir von dem Werthe der verschiedenen Vergnügen, und von der Natur der gewöhnlichsten Ergötzlichkeiten gesagt haben, so wird man sehen, daß es einige gibt, die zu unserm Glück auf eine gründlichere und dauerhaftere Art beytragen, als die andern, und daß es dagegen auch solche gibt, die den Fortgang der Tugend und der Talente hindern, die unzähligen Unbequemlichkeiten unterworfen sind, oder die wenigstens den Menschen von seiner Würde herabsetzen, und in die Reihe der Kinderspiele gestellt zu

wer-

werden verdienen. Die Weisheit hat demnach ein weitläuftiges Feld, um sich in einer vernünftigen Wahl zu üben, und die Keime von tausend Vergnügungen zu entwickeln, welche aus Mangel der Pflegung verborgen bleiben. Man überläßt sich öfters den frostigsten Ergötzlichkeiten, und man fährt damit fort, weil man keine bessern kennt, und noch nicht im Stande ist, vernünftigere Vergnügen zu genießen, Man zeige uns diese Vergnügungen, man setze uns in den Stand, ihren Werth einzusehen, und wir werden sie den gemeinen Ergötzlichkeiten gewiß vorziehen.

Ein jeder kann den Unterschied des Glücks einer Person, das aus der Wahl ihrer Vergnügen entsteht, einsehen. Man bilde sich einen Menschen ein, der sich ganz den Vergnügungen des Pöbels überläßt! er wird der harten Sklaverey der Sinne und des Vorurtheils unterworfen, und stetem Eckel ausgesetzt seyn, sowohl wenn ihm diese Ergötzlichkeiten fehlen, als auch wenn er sie genießt, weil sie nicht im Stande sind, das Leere der Seele zu füllen, und sie in Bewegung zu setzen; er

wird sich selbst zur Last, und der Gesellschaft unnütz werden, weil er seine Zeit ganz mit thörichten Ergötzlichkeiten zubringt; er wird unglücklich seyn, wenn ihm die andern ihten Beystand versagen, der zu seiner Befriedigung unentbehrlich ist. Wie glücklich ist dagegen ein Mensch, der seine Vergnügen von dem Eigensinne anderer unabhängig zu machen weis, und sie zu seinem oder anderer Vortheile anwendet? Die Erkenntniß der Wahrheit, die Gemälde der Einbildungskraft, die freyesten und edelsten Empfindungen machen auf ihn stets neue, stets angenehme Eindrücke. Die Wissenschaften, das Lesen, der Umgang bieten ihm stets Ergötzungen und Unterweisungen an; das Schauspiel der Natur, dle Schildereyen der Geschichte, die Reize der schönen Künste, geben ihm nach wichtigern Geschäfften eine angenehme Ruhe; alle seine Augenblicke verfließen schnell und angenehm, und er kennt die Langeweile nicht anders, als aus dem Beyspiele anderer. Ein so glücklicher Mensch genießt, annoch das süße Vergnügrn, daß seine Ergötzungen dienen, ihn tugendhaft

und

und zu einem der Gesellschaft nützlichen Mitgliede zn machen. Dieses Vergnügen wird durch das Gefühl der Ehre geschärft, welches die Tugend und die Talente begleitet; unb es gelangt durch die erhabenen Vergnügen der Freundschaft und einer allgemeinen Gutthätigkeit auf den Gipfel der Vollkommenheit. In diesem Zustande beruht nichts auf der Meynung, welche so gefährlich und unbequem in der Wahl der Vergnügen ist; alles ist dabey frey und der Majestät unserer Natur würdig; noch mehr: jeder Mensch, der nur einigermaßen auf die Beobachtung seiner Pflichten bedacht ist, kann auf einen Theil dieser Glückseligkeit Anspruch machen.

Diese Betrachtungen aber müssen uns nicht zu einer Verachtung gegen einander verleiten, oder daß wir die Wahl ihrer Vergnügen tadeln, als insofern diese Wahl eine Anzeige eines guten oder schlimmen Charakters, einer guten oder bösen Erziehung, oder einer leichtsinnig angenommenen Gewohnheit ist. Der Pöbel tadelt insgemein gern: aber ein vernünftiger Mensch ist mehrentheils

zur

zur Nachsicht geneigt; er weis, das Fichten keine Orangen tragen, und daß alle Alter ihre Klappern und Spielwerk haben; er weis, daß alle Menschen leben müssen: der Bauer ißt schwarzes, grobes Brodt, wenn die Reichen die niedlichsten Speisen vor sich haben. Es wäre zum Vergnügen der Gesellschaft zu wünschen, daß der Pöbel eben die Nachsicht gegen die Vornehmern hätte, und nicht das tadeln wollte, was er nicht versteht, und mit Ehrerbietung ansehen sollte.

Wenn auch der Gesetzgeber die Vergnügungen seiner Nation nach dem Nutzen des gemeinen Wesens einrichten kann, so darf sich doch nicht eine jede Privatperson dergleichen unterfangen. Der Kluge begnügt sich, den Werth der Vergnügen zu untersuchen, und seinen Mitbürgern ihre wahren Vortheile zu zeigen; er gönnt aber einem jeden gern seine Freude, wenn man ihm nur wieder die seinige läßt, und ihm nicht zumuthet, daß er vor lauter Vergnügen gar einschlafen soll.

Bayerische Staatsbibliothek München

X 6/99

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Von den Vergnügungen betrachtet in Beziehung auf einzelne Menschen und die Gesetzgebung

Wien 1779

Pol.civ. 148
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10767516-0
VD18 14745224-001